MARIENBOTE



Dezember 1946



Es kommt die liebe

Weihnachtszeit

Was wollen wir unseren Lieben schenken?

Ein Buch ist wohl eines der allerschönsten Weihnachtsgeschenke. Besonders hierzulande, wo wir so wenig Bücher und Zeitungen unserer Sprache haben.

Wir empfehlen:

„Wir beten"

Unser deutsches Gebetbuch in seiner zweiten Ausgabe. Es wird in wenigen Tagen verkaufsbereit sein. Größe: $3\frac{1}{2}$x$5\frac{1}{4}$. Seiten: 380. Druck: Groß, deutlich und deutsch. Sehr schöne Andachten.

Mit gutem, biegsamen Einband und rotem Rand: — $1.75 per Buch

Ledereinband und Goldrand. (Ein ganz besonders schönes Geschenk) — $3.00 per Buch

„Die Monate Gottes"

Ein hundert Seiten starkes Büchlein mit schönen Bildern von Werner Merx O.M.J.

Besonderer Weihnachtspreis: 30c per Buch.

„Der Marienbote"

Die Monatsschrift des deutschsprechenden Katholiken. Warum den Marienboten nicht als Weihnachtsgeschenk bestellen? Zwölf mal im Jahre wird er den Beschenkten mit seinen echt katholischen Belehrungen und Unterhaltungen erfreuen.

Preis: $2.00 per Jahr.

Katholische Wandkalender

(Catholic Art Calendar)

für das Jahr 1946 — Preis: 35c das Stück.

Katholische Weihnachtskarten (englisch)

Ein Paket mit 12 schönen Karten — 75c

Ein Paket mit 18 schönen Karten — $1.00

Wir haben auch sehr schöne Einzelkarten für 5c und 10c das Stück.

Unser besonderes Weihnachtspaket

Ein Paket mit 12 schönen Weihnachtskarten, ein katholischer Wandkalender, ein Buch „Die Monate Gottes" — alles zusammen für $1.25.

Jede Bestellung, die bei uns gemacht wird, isteine weitere Unterstützung der deutschsprachigen katholischen Presse unseres Landes. **Wir brauchen diese Unterstützung bitter notwendig.** Wir brauchen neue Leser. Wir möchten die letzten Exemplare des Büchleins „Die Monate Gottes" verkaufen. Helfen die Leser, dann können auch wir ihnen viel Gutes geben.

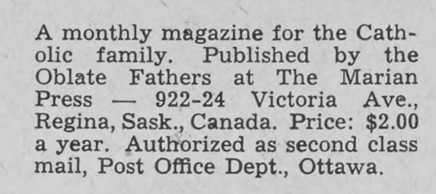
Senden Sie Ihre Bestellung sofort an:

THE MARIAN PRESS

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922=24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.


A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Nr. 3 Dezember 1946 15. Jahrgang

Dies und Das

Advent In Tagen, denen der Mensch das allerhäßlichste Antlitz seines Hassens und seiner Verblendung aufgedrückt, ist es nicht ganz leicht von jenen Lieblichkeiten des Christentums zu sprechen, die sich uns zur Zeit des Advents so wundersam offenbaren. Wo der Mensch noch sichere Türen und Fenster hat, die sein Heim beschützen vor der erstarrenden Kälte einer unheilig gewordenen Welt, da mag wohl noch etwas von der beseligenden Innigkeit der heiligen Adventszeit empfinden. Wir können es ja uns noch leisten, die Politik mit all' ihren großen und kleinen Gehässigkeiten für ein paar Tage einmal Politik sein zu lassen, um uns den Vorfreuden der Heiligen Nacht hinzugeben. So sicher sind wir unserer selbst, daß wir nicht einmal das Brot, das wir essen, und die Weihnachtsgenüsse, denen wir entgegen schauen, als Gaben der Freundlichkeiten Gottes betrachten. Unserer Hände Werk nennen wir, was unsere Kammern und Speicher füllt, und wir fühlen wenig Notwendigkeit, den Herrn um Speise und Trank zu bitten. Wir haben es ja, und wir besitzen sogar mehr als das!

Es fehlt unseren Adventstagen eben jene Fülle der Sehnsucht nach dem Emanuel, die doch eigentlich der Grundzug alles christlichen Weihnachtserwartens ist. Jene Sehnsucht nach der Liebe des Allmächtigen, die nur noch in den Seelen der Kinder und der Heiligen daheim ist, oder die nur dann erwacht und aufschreit, wenn der Mensch in Not gerät.

Wir feiern Advent und fühlen uns glücklich auch ohne den großen Durst nach Gott.

Anders sieht es bei jenen Millionen aus, denen heute weder Heim noch Stadt, weder Wald noch Wildnis Schutz geben kann vor der erbarmungslosen Hand menschlicher Politik. Aus den Ruinen und Tränen ungezählter zerschlagener Menschenschicksale starrt sie uns an, die unheimliche Fratze des Hasses und der Verzweiflung, die wir, unser Denken und unsere Gesinnung dem zwanzigsten Jahrhundert eingepreßt. Da gibt es nichts von jenen Lieblichkeiten und Freuden, die wir bei unserem Adventssingen so wonnig empfinden.

Hören wir wohl den anderen Adventsgesang? Das furchtbare Lied der Zerschlagenen nach dem Erlöser? Hören wir die erschütternste Anklage, die der Mensch gegen Menschen haben kann: Wir hungern und wir frieren, ihr aber gedenket unserer

nicht! Wir sterben, ihr aber sitzet in euren warmen Häusern und machet Pläne, die euch bereichern, uns aber um keinen Schritt der erlösenden Gerechtigkeit näher bringen! Ihr singet zu Gott, haltet aber gewaltsam fern von uns die Liebe dieses Gottes!

Endlos sind die Sängerreihen des Massenchores, der da dieses Lied zu den Wolken hinaufsingt. Es den Menschen vorzutragen hat ja fast keinen Zweck mehr. Vielleicht, daß die Lüfte es mit sich nehmen zum erbarmenden Gott, dessen Güte sich einstens im kleinen Stall zu Bethlehem so ergreifend gezeigt.

Nicht alle der Totwunden singen nach dieser Note. Viele glauben an keine Lieblichkeiten des Christentums mehr, weil sie keine sehen. Wir hören aber, daß trotz allem die Zahl derer wächst, die heute mehr denn je zu den Himmeln hinaufweinen. Hinaufweinen nicht in verzweifelnder Klage, sondern in der vertrauenden Liebe, die aus den Augen des zermarterten Heilands leuchtete, als die Schauer des Schmerzes erbebend wichen vom Kreuze des Glaubens an Jenen, der immer schon der Letzte blieb und ewig der Erste ist.

Das ist die Advent der Erlösersuchenden. Und ihre Zahl ist fast so endlos wie die der Lichter des Himmels. Brot und Wärme sind ihnen ein altes Märchen. Es mag sein, daß sie jetzt, um die Weihnachtszeit, ihren hungernden und frierenden Kindern davon erzählen, wie sie einmal, vor langer, langer Zeit, von der Liebe auf Erden gehört und vom Christkind. Bei solchen Erzählungen mögen wohl ungezählte Kinderaugen aufleuchten in Glaube, in Hoffnung und in Liebe, und ungeduldig werden sie in ihrer Unschuld fragen, wann denn diese Herrlichkeiten wieder zurückkommen auf Erden, wann wohl die Zeit komme, in der die Menschen wieder gut zu ihnen sein werden und Vater und Mutter nicht mehr zu weinen brauchen.

So tragisch diese Fragen auch klingen, es strahlt in ihnen der tiefe Glaube an all' das Schöne, das sie vom unbekannten Christkind und von seinem Frieden hören. Und da sind sie, die in der Adventszeit sich offenbarenden Lieblichkeiten des Christentums. Sie leuchten hervor in ihrer ganzen Innigkeit aus den Augen der unschuldigen Kinder, denen die Härten der Krippe und des Kreuzes ja doch nichts Neues sind, die sich gläubig aber sehnen nach dem Segen dessen, der in der Krippe lag und am Kreuze hing.

Tiefer, sagt man, als die Unschuld, greift das Leid. Tiefer und reifer als aus den Augen der noch unversuchten Kinder spricht die Adventssehnsucht dort, wo die Großen, in Kellerlöchern und zwischen zerfallenen Mauern hausend, sich trauernd am Weihnachtsglauben ihrer Kinder freuen, und an diesem Glauben bauen. Dort ist Gott wieder der Erste, und dort ist Er auch der letzte Trost geblieben, und alles Beten heißt: „O komm, o komm, Emanuel, nach Dir sehnt sich Dein Israel."

Maria im Advent. Die hohe Frau Maria ist uns Gläubigen der höchste Ausdruck menschlicher Heiligkeit. Menschliche Heiligkeit heißt aber dasselbe wie vergöttlichte Gerechtigkeit und Liebe, vergöttlichter Geistesadel und himmlisch reines und ehrliches Sinnen. Im Glanze dieser Tugenden hat der ewige Vater die Mutter Seines Sohnes ins Leben der Menschen gesetzt, und kein Makel war je an ihr.

Neben all den großen Vorzügen, die Maria von Gott erhielt und die die heilige Jungfrau so hoch über uns erhoben, finden wir in der Gottesmutter zwei Charakterzüge, von denen fast einzig und allein abhängt, ob der Menschheit jemals jener Frieden kommen wird, von dem die Heilige Nacht erfüllt war.

Den ersten dieser Charakterzüge sprechen wir aus, wenn wir die heiligen Worte beten: „Du bist voll der Gnaden."

Die Notwendigkeit der Gnade gehört zum katholischen Glaubensbekenntnis. Wir glauben, daß der Menschengeist Hauch vom Hauche Gottes ist, und daß er die Bestimmung hat, dasselbe Leben zu leben, das seit Ewigkeit in der Gottheit flutet.

Das Leben Gottes steht hoch über allem Leben der Natur. Es ist unbegrenzt an Zeit, an Liebe, an Güte und an Erhabenheit. Übernatürlich nennen wir es, weil die Natur es nicht umfassen kann.

Dem gottähnlichen Menschen kommt dieses übernatürliche Leben durch jene Gnade, von der Maria voll war. Alles Denken und Trachten und Handeln und Wünschen der heiligen Jungfrau war erfüllt und geleitet von diesem göttlichen Lebenshauch, und Maria, die den Wert der Gnade kannte und mit reinen Händen benutzte, ward gottähnlich in all' ihrer Menschlichkeit und all' ihren menschlichen Taten. Unter dem Einfluß der Gnade blieb sie edel und gut, so edel und so gut, daß wir ihren

Geisteszustand und ihr Leben nur mit dem Worte ‚heilig' bezeichnen können.

Trotz dieser Heiligkeit ließ der Herr jedoch eine Menschlichkeit an Maria haften: Er bewahrte sie wohl frei von jeder Sünde, Er bewahrte sie aber nicht vor dem Geheimnis des Schmerzes. Schmerzensmutter nennen wir sie ja, und frommer Christenglaube erzählt, daß kein Menschenschmerz, mit Ausnahme der Kreuzesleiden, so tief gegriffen und so verwundet habe wie die sieben Schwerter im Herzen der Gottesmutter.

Maria trug jedoch diese Schmerzen in Gottesfurcht und Frömmigkeit. Sie verstand, daß die Erlösung des Menschengeschlechtes vom Kreuze komme, und daß dort die Vermählung zwischen Liebe und Leid stattgefunden habe. Liebe und Opfer gehören in der erlösten, aber immer noch auf Erden wandelnden Christenheit genau so zusammen wie Berg und Tal. Niemand kann das Tal von seinem Berge trennen, und nie wird es dem Menschen gelingen, eine Liebe zu entdecken, die hier auf Erden ohne Opfer ist. Liebe heißt ja doch, denjenigen unter allen Umständen glücklich zu machen, den ich liebe, sollte es auch Gut und Leben kosten.

Das ist aber gerade jener Geist, der uns heute so sehr verhaßt ist, daß wir mit allen Lebensfasern gegen ihn kämpfen. Unter Liebe verstehen wir eine Macht, die nicht andere, die uns selbst glücklich macht. Wir haben Selbstsucht gesetzt, wo opferbereite Liebe stehen sollte.

Was können wir von unserer Zukunft erwarten, solange wir die uns vom Kreuz gelehrte Liebe meiden? Wie wollen wir fähig sein, christlich opfernd zu lieben, wenn es uns keine Sorge macht, ob unser Charakter, unser Denken und Handeln beeinflußt sind von der Gnade oder nicht ?

So greift eines ins andere, und überall zeigt es sich, daß wir es ohne Gott und ohne sein Gnadenleben einfach nicht schaffen können. Mögen wir uns noch so laut spreizen mit unserer Macht, vor der Völker in die Knie sinken, mögen wir uns wichtig machen so weit wir es nur können mit unseren politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Plänen, nach denen wir uns das Erdenglück erfangen wollen, und auch mit unserem Friedenswillen, vor dessen Heuchelei sich die Sterne schämend mit Wolken umhüllen: Was wir geschafft haben ohne die Schmerzensweisheit der Gnadenvollen, und was wir in kommenden Tagen ohne sie schaffen werden, sind Trümmerhaufen und Elend, deren Schrecklichkeiten allen Kummer der Kreuzesliebe einfach in den Schatten stellen.

Welcher Segen würde sich über die Menschheit ergießen, wenn die Christenheit sich der Gnadenfülle und Liebe besänne, die in Maria sich uns zeigen. Wollten wir wenigstens beginnen, den Emanuel des Advents um diese Himmelsgaben anzuflehen!

Der Mensch aber hat Augen, und er sieht nicht, er hat Ohren, und er hört nicht die Stimme des Rufers in der Wüste: „Macht gerade, was krumm ist, und bereitet die Wege dem Herrn!"

Möge Maria uns vor den Strafen unserer Blindheit und Taubheit bewahren, und möge sie uns, die heutige Christenheit, schützen, damit wir nicht noch tiefer fallen. Wir stehen bereits zu tief!

H. Kraeitzomi

Schriftleiter.

Maria und Joseph

In heil'gen Träumen stehn die Palmen,
Die Hirtenfeuer leuchten schon.
Das ärmste Vöglein ruht im Neste
In ein Pinie stolzen Kron'.
„Siehst du den Stall, Gebenedeite,
Moosüberwuchert, wetterwund?
Nicht bessres Obdach kann ich bieten,
Maria, dir zur selben Stund'.

Ein wenig Stroh — du bist so müde
Und einer Ampel matten Schein;
Erstaunter Tiere heißer Atem
Wird dir nur karge Wärme sein —
Da blickte müd' die holde Frau:
„Mein Joseph, klage nicht, sei still!
Ich bin die Magd der ew'gen Liebe,
Und mir geschieht, wie Gott es will."

M. Dürr.



Christkind auf der Wanderschaft.

Von Pastor.

Der Schnee knirrschte auf der Landstraße unter den schweren Tritten des Kirchtaler Boten. Er nimmt den Rückenkorb ab, stellt ihn auf einen Meilenstein und verschnauft.

„So ein Eselsweg da von der Poststation und dazu der Schnee, der einem bei jedem Schritt an den Absätzen hängen bleibt, daß die Stiefel bald so schwer werden wie ein Kilometerstein! Der Korb hat sein Gewicht. Ja, wenn halt der Herr Schwager ein Großbauer ist! Da reißen sich die lieben Verwandten drum, daß sie ihm eine Ehr' antun dürfen. Dem regnet's die Guttaten nur so zum Dach herein. Natürlich — wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Wär' der Herr Schwager ein armer Tropf, keine Seel' wollt' ihn kennen."

Während er so für sich hinredet, schlichtet der Bote die Pakete im Korb zu besserer Ordnung. Vielleicht will er sich auch nur durch einen Blick auf die Herrlichkeit erlaben, von denen er ja doch nichts als das Anschauen hat.

„Vom Rauchfleisch allein könnt' schon eine Familie satt werden. Jetzt noch die fette Gans dazu, die schönste, die auf dem ganzen Hof herumgelaufen ist. Natürlich, die Großbäuerin wird sich auch nicht spotten lassen. Auf die Hand gezahlt möcht' ich den Überschuß haben, mit dem sie der Frau Schwägerin die Feiertagsgans und den Fisch heimzahlt. Ist ja ein extrafeiner Bissen, so ein Karpf und ganz gewiß kein zweiter im Dorf zu finden, weil sie da keinen Schwager Rübenbauer haben, der mit dem gnädigen Herrn abschließt und keinen Schloßteich und keinen Verwalter — —"

Das übrige brummte er in sich hinein, packte den Rückenkorb wieder auf und stampfte sich weiter durch den Schnee.

Und während er über die einsame Landschaft hinschaute und sehnsüchtig nach dem Zwiebelknopf des Kirchleins ausblickte, der noch weiter entfernt schien, als ihm lieb war und den Krähen zusah, die wie eine Vorpostenkette von Schildwachen sich hier und da im weißen Schnee niederließen oder krächzend nach Futter aufflatterten, kam ein listiges Lächeln in sein gemütiges Gesicht, dem man auf hundert Schritte ansah, daß es nur ein klein wenig Sonnenschein brauchte, um so freundlich und lustig wie das irgend eines heiteren Bruders Sorgenfrei dreinzuschauen.

Dachte er an die gute Liesel, sein Weib, oder sein kleines braunes Mädel, das jetzt mit klopfendem Herzen unter dem vorgebauten Schindeldach, wo im Sommer die Schwalben nisten, paßte und lauschte, ob es nicht das glänzende Kleidlein des göttlichen Kindes oder das Flügelschwirren seiner Englein hörte, die die frommen Kinder aufsuchen?

Nun denn, nein. An seine Herzlieben denkt er, wenn der Weg besonders lang und bitter wird, so daß er etwas braucht, was Mut gibt. Aber jetzt ist's an etwas anderem.

So, da ist einmal der Staketzaun vom Wolfenbauer. Jetzt werden wir's gleich haben. Er biegt in die Dorfstraße ein. Der Zottelhund von Hinterissen hebt sich von der Reiserschütte, die für das Vieh gerichtet ist, springt auf ihn zu und wedelt. Ein paar kraushaarige Kinder drücken die Näschen an die kleinen Fensterscheiben und machen begehrliche Augen. Und da unter der Haustür, die faltige Schürze über der schmucken Taille festbindend, steht die Großbäuerin.

Sie hat den Boten wohl bemerkt, aber sie tut nichts dergleichen. Man soll ihr nicht nachsagen können, daß sie's nimmer erwarten kann.

Der Kirchtaler kommt über die Antrittstufen, die Bäuerin macht einen Schritt in den Hausflur zurück. „Zu mir kommst, Naz?" sagt sie mit echter oder erkünstelter Verwunderung und öffnet das Familienzimmer, in das außer dem Bauern und ihrem kleinen Konrad fast niemand Zutritt hat.

Der Bote lockert den Schulterriemen, huppt den Korb herunter, nimmt den Hut ab, legt ihn bedächtig daneben auf den Tisch. Dann fängt er an auszupacken.



Der kleine Konrad hat sich still zur Tür hereingeschoben, steckt das Fingerlein in den Mund und schaut zu. Die Bäuerin zieht ihm das Jöppel zurecht, bindet ihm ein Tüchel um den Hals und befühlt seine kalten Bäcklein. Aber der Kleine macht sich aus ihren Händen los, läuft uf den Tisch zu und zeigt vergnügt die Bescherung: „Schau, Mutter, die guten Sachen . . ."

Da hilft kein Ausweichen mehr. „Nein, die Schwägerin —" sagt die Großbäuerin, „'s ist aus der Weis'

Langsam, gezogen, kommen ihr die Worte von den Lippen, während sie einen ruhigen Blick über die aufgestappelten Herrlichkeit hinsendet.

Der Kirchtaler greift nach seinem Hut, dreht ihn in der Hand und schaut so vor sich hin, dann flüchtig zu der reichen Frau auf. „Sonst hast keinen Auftrag für mich?" fragt er zögernd.

„Heut' nicht, Naz, heut' ist keine Zeit. Aber nach Stefani, wenn D' herschauen tätst, kunnst mir einen Gang machen."

„Ist recht." — Er hat's voraus gewußt. 's ist alle Jahr dasselbe. Die reiche Großbäuerin kriegt ihr Christkindl zur rechten Zeit, die Schwägerin muß warten, wann's der andern beliebt. Und recht schön danken dafür.

Die Hausfrau langt aus dem Schrank den „Angesetzten" hervor, gießt aus der mächtigen Fünfliterflasche ein Gläschen voll dunkelbraunen „Nuß"

„Auf Dein Wohl, Großbäuerin!"

Der Bote schielt nach dem Rauchfleisch. Ein Stückel Speck dazu, das täte gut. Aber das junge Weib denkt nicht einmal daran. Die Reichen, du mein Himmel! Vielleicht weiß sie gar nicht, wie hungrig einer wird, der sich drei Stunden durch den Schnee gearbeitet hat. Der ärmste Kleinbauer, wenn er ihm eine Post ausrichtet, läßt ihn zu einem Bissen niedersitzen, und da die mächtig reiche Frau —

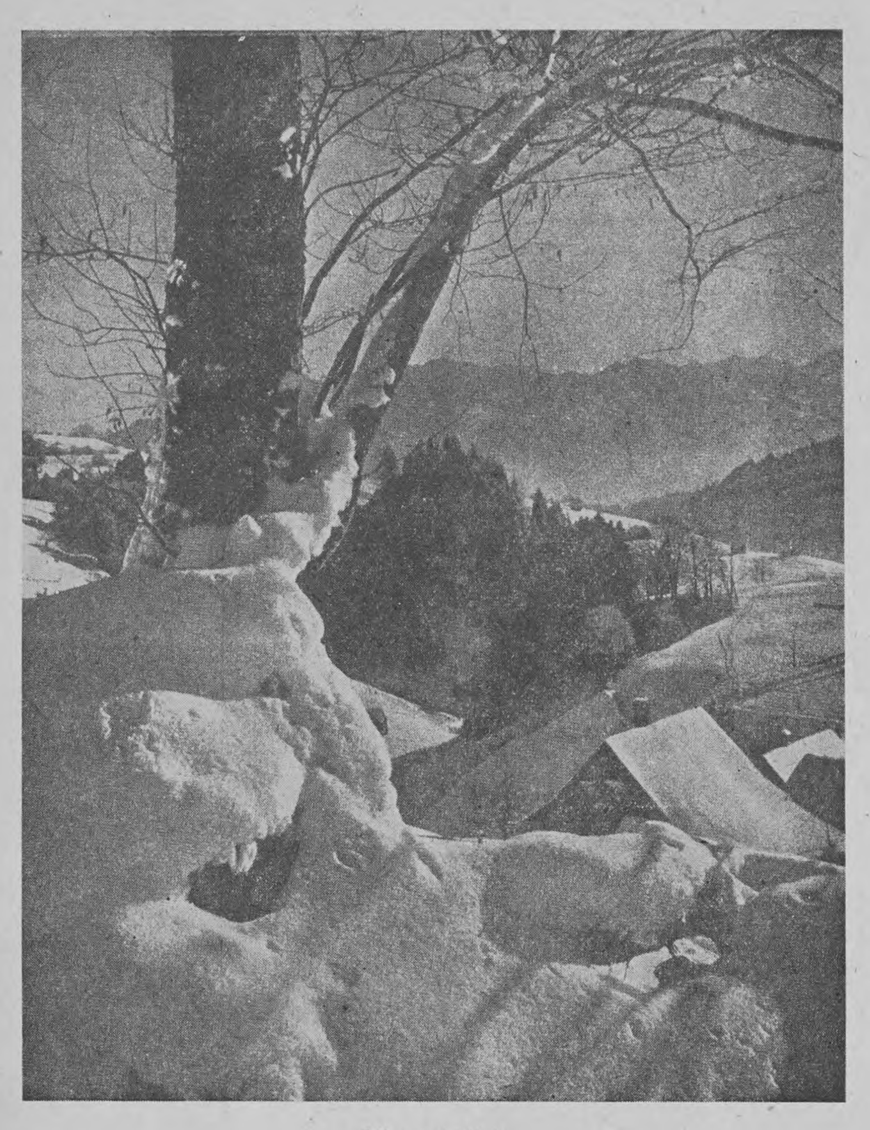
„Bist wohl froh, daß D' heimkommst jetzt, gelt?" sagt die gleichgültige Stimme in dem schläfrigen Ton, dem man anhört, daß sie redet, nur um etwas zu sagen. „Wirst Deiner Veferl wohl auch was einbescheren?"

„Ja," denkt er sich, „wenn 's auf Dich warten müßt" —"

Und jetzt muß es heraus — schon will er, ob der harte Stein da keine Funken gibt.

Er stiert in sein Glas hinein, macht einen ganz kleinen Schluck, als sei der Trank so gottvoll gut, daß er nur tropfenweise zu sich genommen werden dürfe und hebt dann den Kopf wie geistesabwesend: „Mußt schon verzeihen, Bäuerin," sagt er und zieht mit Absicht ein recht dummes Gesicht wie der Steffel, wenn der Herr Pfarrer ihn auf dem Weg anspricht: „Hast was g'sagt? Ich war jetz nicht ganz beinand', weißt, der alte Kasper geht mir im Kopf herum mit seiner Red' vom Wandergast, der heut' Nacht kommen will—"

Der alte Kasper ist in Kirchtal hoch angesehen. Das ist einer, der in der Welt herumkommen und doch ein Bauer geblieben ist, der mehr weiß als sechs Kurschmiede und drei alte Kräuterweiber, vor dem der Bürgermeister den Hut abnimmt, und zu dem sich der Herr Pfarrer an den grünen Ecktisch setzt, wenn er beim Mühlwirt einkehrt. Drum fragt jetzt auch die Bäuerin mit plötzlichem Interesse: „Der Kaspar, sagst; was spricht er denn?"



Adventslied

Die Blume fällt, das Gras verdorrt, doch ewig fest bleibt Gottes Wort.
Der Herr ist treu, es kommt sein Reich; ihr Völker hört's und tröstet euch!
Die Stimme ruft, die Wüste schallt: Macht ebnes Feld aus Berg und Wald!
Steht auf, und schafft die Wege rein; was krumm ist, soll gerade sein!
Das Heil ist nah, erfüllt die Zeit, es kommt der Herr der Herrlichkeit.
Seht euren Gott! Er kommt mit Macht, sein Arm ist stark, hold seine Pracht.
Der König ist's, der wie ein Hirt die Herde sehn und weiden wird.
Die Lämmlein hebt er auf den Schoß und macht die Mutter sorgenlos.
Die Wüste taut, es blüht der Wald, durch Tal und Höh' die Botschaft schallt:
Den Menschen Heil und Fried' und Freud', dem Herrn Lobpreis in Ewigkeit!

Der Bote wiegt bedächtig den Kopf. „Mei, das ist so eine Sach', Bäuerin. — — Na, daß ich sag. — — Es wird so um Nikolo g'wesen sein, da schau' ich einmal Abends hinein zum alten Kaspar, und wir reden von dem und jenem."

„Jetzt kommt sie halt wieder, die wunderlieb' und schöne heilig' Zeit," sagt er, „wo das himmlische Kind niedersteigt auf die Erde und den Kleinen und den Großen seine Gnad' erweisen will. Bin ihm sonsten immer entgegen und hab' fleißig ausg'schaut, die Straßen auf und ab, daß ich's nicht versäum' . . . Heuer wird's nichts mehr!" sagt er traurig, „die Füß' halten es nimmer aus —"

„Wie meinst das, Kaspar mit dem Entgegengehen?" frag' ich und schau ihn groß an. „Ja, weißt das nicht, Naz? In der heiligen Nacht geht unser Herr Jesus auf die Wanderschaft, wie vor soviel hundert Jahren in derselben Nacht seine heiligen Eltern getan haben, und klopft an einem Haus an, und wenn ihm aufgemacht wird, bleibt er über Nacht und wohl auch einen Tag oder mehr und geht nicht von der Schwelle, ohne dem Haus und seinen Inwohnern eine recht große Gunst und Guttat erwiesen zu haben."

„Und du bist dem heiligen Christ begegnet?" frag' ich, und es will mich wie ein Schauer anpacken. „Gar manches liebe Jahr!" sagt er, dabei kommt ein Schein über sein stilles Altengesicht, so wie von recht großer Herzensfreude und feierlicher Erinnerung.

„Da hat das heilig' Kind wohl ein Strahlenkrönlein gehabt und das Himmelszepter in der Hand?" frag' ich ganz bang.

„O du liebe Einfalt, du!" sagt er d'rauf mit seinem friedsamen Lächeln. „Wer wollt' sich denn an den hohen Himmelskönig herantrauen, wenn er mit Funkeln und mit Leuchten käm? Mußten da nicht die Kaiser und Könige der Welt, wie die frommen Weisen aus dem Morgenlande ihre Kronen vor ihm niederlegen und dürft' sich ein armer Bauer dann getrauen, ihm sein Haus als Herberg anzutragen? Als armer Wandersmann war unser Herr verkleidet, so oft ich ihn auf der Straße

gesucht, und nicht jedes Jahr hatte ich das große Glück, ihn zu finden. Aber wenn's mir gelungen ist, wenn ich ihn hab' einholen können und unter mein Dach führen, so war das immer ein ,gar gesegnet' Jahr für mich, und so sind sie dahingeschwunden, die Zeiten, und waren lind und leicht, und wenn ich auf mein Leben zurückschau, war's wie ein schöner, friedlicher Traum."

„So hat er gesprochen, und seitdem ist's mein Denken, ob ich nicht selber einmal den heiligen Wanderer in seinem armen Jöppel auf dem Weg finden und in mein Häusl führen könnt' —"

„Du wärst gar fein Du, Naz" — lacht da das junge Weib, „so klug möcht' wohl ein anderer auch sein—"

Sie öffnet die Tür und schaut ins Vorhaus, wo die Mägde auf- und abrennen.

Der Kirchthaler hat ein heimliches Schmunzeln um die Mundwinkel, wie er seinen Rückenkorb wieder aufpackt. „B'hüt Dich Gott, Bäuerin! Zeit ist"s, daß ich mich auf die Füß' mach' —"

Der Korb trägt sich jetzt leicht, und der Kirchtaler schaut lustig drein. Ob er ihm schon bald nachkommt, der arme Teufel, den er am halben Weg überholt hat? Zerrissen genug für drei Vagabunden hat er ausgeschaut. Ah, und der Jammer und das Elend in dem blassen Gesicht! „Es wird schon ein fester Glaube dazu gehören, den himmlischen Wanderer in dieser Verkleidung zu erkennen!" lacht er für sich hin.

Unterdessen hält die Großbäuerin Auslug. Sie überwacht ein Weilchen das Tun der Mägde, schließt die Tür wieder, ruft den Knaben zu sich heran, steckt ihm ein paar gedörrte Apfelschnitze und Pflaumen zu, sieht durch die Fenster der Familienstube auf die weiße Schneelandschaft draußen, kramt unruhig und zerstreut in Schränken und Laden und ist so in Gedanken, daß sie erst auffährt und zu sich kommt, als ärgerlich scheltende Stimmen laut werden.

„Was ist los?"

„Unterstand will er. Ist eine Verpflegsstation im Ort. Soll er hingehen, wenn er was braucht und uns nicht den saubern Flur vertreten!" greinen die Mägde. „Die Bäuerin leidt's nicht!" haben wir ihm gesagt.

Die sieben O-Antiphonen

1. „O Weisheit, die du aus dem Munde des Allerhöchsten hervorgegangen bist! Dein Auge reicht von einem Weltende bis zum andern. Alles ordnest du mit Kraft und mit Liebe! Komm, uns zu zeigen den Weg der Klugheit!"

2. „O Adonai, Führer des Hauses Israel! Du bist im flammenden Dornbusche dem Moses erschienen, hast ihm auf Sinai das Gesetz gegeben: Komm, strecke deinen Arm aus und erlöse uns!"

3. „O Wurzel Jesse, den Nationen zum Zeichen aufgestellt! Könige verschließen ihren Mund vor dir, Nationen beten dich an! Komm, rette uns auch, zögere nimmer!"

4. „O Schlüssel Davids, Zepter des Hauptes Israel! Du öffnest, und niemand ist der schließt; du schließest, und niemand ist, der öffnet. Komm, führe die Gefangenen heraus, die da sitzen in der Finsternis und im Schatten des Todes!"

5. „O Morgenstern! Du Abglanz des ewigen Lichtes! Du Sonne der Gerechtigkeit! Komm und erleuchte, die da wohnen in der Finsternis und im Todesschatten!"

6. „O König aller Völker! Du, ihr Ersehnter! Du Eckstein, der aus allen eins gemacht! Komm, rette den Menschen, den du aus Erde gebildet hast."

7. „O Emanuel! Unser König und Gesetzgeber! Du Erwartung und Heil der Heiden! Komm, werde unser Heil, Herr, unser Gott!"

Das junge Weib sieht auf die Jammergestalt. Der Landstreicher zittert unter seinem dünnen Rock vor Kälte. Seine blaugefrorenen Lippen, seine starren Hände können sich kaum mehr zu einer Bitte bewegen, aber aus seinen flehenden Augen spricht ein letzter stummer Aufschrei um Hilfe.

„Einlassen!" befiehlt die Großbäuerin kurz den erstaunten Mägden. Der Unglückliche wankt über die Stufe, sie streckt ihm die Hand zum Halt entgegen. „Legt nach im Ofen! Decken bringt ihr und ein warmes Essen." Sie schauen sich an und gehorchen, während die Hausfrau mit dem Vagabunden in die große Stube tritt.

Es ist ihr wunderlich zumute. So hat sie sich den himmlischen Gast nicht vorgestellt. Während die Mägde Scheite nachlegen, Decken und allerlei nahrhafte Kost bringen, tut sie manchen verstohlenen Blick zu ihm hinüber. Der Wanderer kommt langsam zu sich. Die Steifheit seiner Glieder löst sich, die schauerliche Blässe, der Hungerblick in seinen Augen schwindet nach und nach. Die Bäuerin, die ihm schweigend gegenübersitzt, und ihn mit scheuer Aufmerksamkeit bedient, sieht seine Lider schwerer und schwerer werden und eine furchtbare, unbezwingliche Müdigkeit sein ganzes Wesen überfallen. Sie läßt ihm ein Lager richten, bringt selbst ein hochgefülltes Federbett herbei und überläßt ihn der Ruhe, nachdem sie gesehen, daß für alles bestens gesorgt ist.

In Stille und tiefen Gedanken verbringt sie den Rest des Abends, und zur Mitternacht geht sie mit den Ihren und einem Teil des Gesindes zur Mette.

Weiß leuchtet draußen von den Feldern der Schnee herüber. Blaue Schatten ruhen unter jedem Baum und Dach, und in die tiefe schwarze Stille der webenden Nacht spielt der rötliche Lichtschein aus den Fenstern der Dorfkirche. Vermummte Gestalten mit Laternen und Kienfackeln kommen aus der Ferne über die verschneiten Wege und wandern dann gemeinsam dem Kirchlein zu. Kräftig braust innen die Orgel, in süßem Frieden ruht das Kindlein in der Krippe.

Die Großbäuerin denkt an einen anderen Schläfer der heute unter ihrem Dache ruht, und was noch Zweifel war, wird ihr zur Gewißheit. Morgen wird sie ihn nicht mehr

finden, der wunderbare Wanderer wird seinen Stab weitergesetzt haben, über ihrem Hause aber wird seine gesegnete Hand walten. Jubelnd fällt der Chor in das Frohlocken ihres Herzens ein, in gehobener Stimmung tritt sie endlich mit den Ihren aus dem Gotteshause und geneigten Hauptes, wie vor Kirchtüren, huscht sie daheim an dem Zimmer des Fremden vorbei.

Es ist schon hoch am Vormittag, als sie am Christtag erwacht. Die Glocken läuten zum Amt, in der Küche schmoren die Festbraten, der Bauer steht im Sonntagsstaat unter der Tür.

„Den Fremden behalten wir wohl heute noch?" fragt er, schon im Fortgehen, nach ihr gewendet.

Es gibt ihr einen Stich im Herzen. Wieder steigt der traurige Zweifel auf. „Wie D' meinst!" sagt sie ruhig, mit abgewandtem Gesicht.

Und zum Mittagtisch kommt er herein. Das Gesinde ist schon versammelt. Der Bauer hat ihn heimlich, um ihr eine Freude zu machen, in einen guten Rock gesteckt; jetzt, da er erfrischt und ausgeruht ist, sieht er schön und jugendlich aus. Er hat etwas Feines und Einschmeichelndes im Stimmton, etwas, das von glücklichen Jugendjahren spricht, von der treuen Hut eines Elternhauses, den Formen eines langgewohnten, edlen Kreises, die weder seine tollen Studentenjahre noch das grauenhafte Elend seiner Komödiantenzeit als Mitglied einer Wandertruppe ganz geraubt.

Wie er dem jungen Weibe gegenübersteht, kommt in seine Stimme eine Bewegung tiefer, gerührter Dankbarkeit. Und da sie ihn gehalten, wie eine Dame einen edlen Gast hält, huldigt er ihr, wie ein Mann einer Frau aus der großen Welt huldigt und küßt ihr die Hand.

Sie aber hat jetzt nur feindselige Kälte im Blick. Wäre er der müde, jammervolle Wandersmann geblieben, als den sie ihn zuerst gesehen, sie hätte noch an ihr Glück geglaubt. Durch die elende Hülle hindurch hätte sie die Göttlichkeit des Erbarmens schimmern gesehen, die ihr Herz zum Mitleid aufrütteln wollte, die in ihrer schlummernden Seele so tief wie noch nie die Weiheempfindung der geheimnisvollen Nacht geweckt.

Jetzt wußte sie, daß es eine Täuschung war, und sie zürnte sich und dem unglücklichen Gegenstande ihres Irrtums. Schweigend wies sie ihm seinen Platz am Tische an, rief ihr Söhnchen zu sich und den Bauer auf den Vorsitz und legte allen vor. Schweigend aßen die Knechte und Mägde, verwundert und verstimmt über die wechselnden Launen der Hausfrau zuerst, bald aber nur mehr mit dem reichen Inhalt der Schüsseln beschäftigt. Sie schmausten wie Leute, die eine Festtafel zu schätzen wissen und die sich wohl gewärtig sind, daß unter den 365 Tagen des Jahres nur ein Christtag ist.

Der fremde Gast allein schien plötzlich Freudigkeit und Appetit verloren zu haben. Umsonst legte ihm der Bauer mit freundlichen Worten vor: er dankte, berührte aber die Speisen kaum. Und die Bäuerin schien seine Anwesenheit schon vergessen zu haben. Sie hatte nur Augen für den Knaben, fütterte ihn wie ein Vöglein und streichelte ihm die zarten Wangen, ohne sich um irgend etwas weiter zu bekümmern.

Plötzlich erschrecken sie seine angstvollen Augen, ein röchelndes, ersticktes Kreischen; der Bauer, die Mägde springen auf, das Kind schickt angstvolle, hilfesuchende Blicke im Kreise herum, die Mutter reißt es an sich, schüttelt es in wildem Entsetzen — da greift ein Arm über ihre Stuhllehne her, beugt den Kopf des Knaben gegen das Licht, eine Hand taucht in seinen Schlund — und nun verlieren die Augen des Kindes den entsetzten Ausdruck, die geschwellten Adern glätten sich, es lächelt, tut einen Schrei der Erleichterung, und die Großbäuerin ist auf einmal in sich zusammen und in die Knie gesunken.

„Du warst es doch, Herr Christ, jetzt erst seh' und erkenn' ich Dich und fühle, wie's gemeint war!" murmeln ihre totblassen Lippen. „Und nimmer soll der Sendbote von meiner Schwelle, bis ich ihm nicht alles Liebe getan, das Menschen sich erweisen können, wenn sie nach Deinem heiligen Wort guten Willens sind!"

Die Großbäuerin hat ihr Gelöbnis gehalten. Hans Fiedler, der in der heiligen Nacht nahe daran gewesen, am Wege zu sterben, erstarkte und gesundete unter dem Frieden dieses Daches und dem Segen seiner Arbeit und kehrte dann, ein Wiedergesundener, zu den Seinen zurück, die ihn aufnahmen wie den verlorenen Sohn.

Die Bäuerin ist aber nach jenem Weihnachtsabend gar oft ausgegangen, den himmlischen Gast zu suchen, und von diesem Suchen ist ihr ein mildes Leuchten im Blick zurückgeblieben, und die Augen, die einstmals so kalt und gleichgültig geschaut, sind warm und weich geworden.

„Wer Wälder aufforstet, genießt nicht mehr ihren Schatten. Wir müssen opfern, damit andere gewinnen. Wir gewinnen, weil andere geopfert haben. Ein Geschlecht ist mehr berufen, zu säen, ein anderes hat das glücklichere Los zu ernten. Aber die zum Genuß Berufenen sind oft weniger gesegnet, als die Opfernden. Für alle gibt es nur einen Weg: die Gemeinschaft."



Das Reich Gottes in seiner irdischen Erscheinung

P. Jos. Schneider O.M.J.

Die christliche Religion ist die gottgegebene Botschaft vom Himmel, unendlich erhaben in ihrer Tiefe, Breite und Höhe. Der Heiland selbst nennt sie einen kostbaren Schatz im Acker der Welt und vergleicht sie der edelsten Perle auf dem Meeresgrund. Was aber wird aus beiden, wenn sie in arme Menschenhände gelegt werden, um sie Menschenhirnen und Menschenherzen nahe zu bringen? Was, wenn die Botschaft vom Himmel in ihren Lehren, Forderungen und Idealen ins tägliche Leben übersetzt werden soll? Wenn sie in die Enge von Raum und Zeit und Geschichte hinein gezwängt werden muß? Wenn es heißt, das göttlich Erhabene in irdische Schalen hinein zu gießen? Das Unendliche in ihr in das kleine Grübchen des Verstandes einzufangen und ihre himmlische Sonnenglut in arme, frostige Herzen? Da verliert das große Geheimnis an Kraft und Schönheit und man sieht, daß eine Art Erniedrigung, Entleerung und Entstellung stattfinden muß.

So ging es unserm Heiland schon auf Erden. Er konnte nie das volle, blendende Licht des ewigen Geheimnisses Gottes über die Welt ausgießen. Nur spärliche Strahlen konnte Er davon aufleuchten lassen. Er mußte sich bescheiden, sich dem armen Verstand und der geringen Fassungskraft Seiner Zuhörer anzupassen. Mußte zu ihnen in Bildern und Gleichnissen reden, worin der arme Mann den matten Schein der Wahrheit schaut, so wie er die Sonne sieht durch gefärbtes Fensterglas.

Mit den Gelehrten ging es unserm Erlöser übrigens nicht viel besser. Wir gedenken manchmal der lieblichen Abendsitzung, bei der der Gottmensch sich mit Nikodemus, dem Gesetzeslehrer und Mitglied des Hohenrates, unterhielt. Draußen spielte ein starker Wind mit den Dachziegeln. Der Heiland knüpfte daran an, um seinem Besucher das Wirken und Walten des Hl. Geistes in den Seelen zu erklären. Er hatte nicht viel Erfolg damit, und in Seinen Worten klingt eine leise Klage durch: „Wenn ich Irdisches zu euch rede und ihr versteht mich nicht, wie wollt ihr verstehen, wenn ich euch Himmlisches vorlege!"

Und wie stand es darin mit Seinem auserlesenen Jüngerkreis? Sie erfreuten sich reicherer Gnade denn die anderen. „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen." Und dennoch, wie langsam und schwerfällig sind sie im Erfassen Seines Wortes! Wie völkisch eng und national in seiner Auslegung! Wie erdhaft und selbstsüchtig in ihren messianischen Erwartungen! Wie steht es nun darin mit **uns**? Ist es nicht mehr oder minder dasselbe?

Die Gottesbotschaft Jesu Christi wird heute mehr denn je der Welt gepredigt und überall, wie damals, erhält sie ihre örtliche und zeitliche Färbung. Der Südländer mit seinem heißen Blut und seiner lebhaften Vorstellungsgabe nimmt sie mehr als Gemüts- und Herzenssache. Es kommt ihm teuer zu stehn, wenn verlockende Irrlehren wie Kommunismus oder Staatsomnipotenz (Allgewalt) über ihn herein brechen. Der Nordische Mensch behandelt sie, seiner kühlen und kritischen Veranlagung gemäß, mehr verstandesmäßig. Dem Orient (Morgenland) gebricht's an Tiefe der Auffassung; dem Occident (Abendland) an Glut der Begeisterung. Das

Mittelalter hatte kein Verständnis für seelisches Sicheinfühlen und schickte kühl die Irrlehrer in den Feuertod. Die Jetztzeit gewährt im Namen der Freiheit jeglicher Fälschung und Verkehrtheit die weitgehendste Duldung. So gähnt in der Welt der klaffende Spalt zwischen christlichem Ideal und rauher Wirklichkeit. Christi Religion als kostbarer Schatz in ihrem Schoß erscheint verachtet und verleugnet. Der funkelnde Edelstein mit Staub und Schmutz besudelt. Die edle Perle durch Sand und Schleim verunstaltet. Leiden wir nicht selber unter dem Drucke dieser Tatsachen?

Man schaue sich unsre Bischöfe an. Sie kommen uns gar manchmal steif, unnahbar und unfreundlich vor. Als wollten sie vergessen, daß das erste und größte Gebot die größte Pflicht und Zierde auch der Mitraträger ist.

Und unsre Seelsorger. Viele von ihnen singen nicht gut und predigen noch schlechter. Der eine hat kein Gedächtnis, der andre keinen Eifer. Der eine spricht so laut, daß einem das Trommelfell erzittert, der andre so leise, daß man dabei einschläft. Der eine macht's zu kurz, der andre zu lang (als müßte er alles an einem einzigen Sonntag erledigen).

Und unsre Tonkünstler, Sänger und Orgelspieler. Wie selten hört man wahrhaft erbaulichen Gesang! Entweder ist er zu langsam und schleppend oder die vierstimmige Messe bewegt sich flott und lustig wie im Tanzmusikstil. Und was soll man erst denken von den kreischenden Solos, vorgetragen in unerquicklichem Tremolo!

Wir denken an unsre Meßdiener. Sie sollten wie große und kleine Engel den Altar umstehn. Stattdessen spielen sie mit der Schelle. Passen nicht auf. Sind schwatzhaft und unbeholfen in ihren Bewegungen. Stolpern über die lateinischen Gebete. Und Flegeleien gibt es auch nicht selten.

Und unsre Frauenvereine. Wie viel schreiende Uneinigkeiten unter ihren Mitgliedern statt liebenden Sicheinfügens! Das ist dann die Ursache, daß so wenig neue Blumen am Altare stehn und die Meßgewänder immer mehr verkommen. Die selige Katharina Emmerich von Kösfeld in Westfalen mußte in ihren Passionsgesichten durch besondere Wüstenstrecken schwerster Leiden gehn, um für die sündhafte Ungehörigkeit schmutziger Wäsche auf vielen Altären zu sühnen.

Wie benehmen sich unsre Männer? Sie haben das Geld im Sack, und ihre Schuld ist es, wenn in Amerika 30c von jedem Dollar auf Vergnügen gehn und 8c auf Verbrechen, während das Reich Gottes mit seinen Riesenbedürfnissen sich mit 3/4 c zufrieden geben muß.

Was soll man denken von kirchlichen Malern und Bildhauern? Auch unter ihnen gibt es Stümper, die das Geheimnis des Himmels verunglimpfen. Man denke an moderne Gotteshäuser im Getreidespeicher Stil. Man denke an die Gemälde, die die Heiligen darstellen mit Bärentatzen an Stelle menschlicher Hände. Man denke an Statuen des hl Joseph, wo der Nährvater Christi in steifer Leblosigkeit erscheint, in der Rechten die Säge und in der Linken den Lilienstengel, ganz wie ein preußischer Grenadier.

Und was soll man sagen von unsern Durchschnittsgemeinden in ihrem sittlich-religiösen Leben? Wie viel Minimalismus macht sich da breit! Wie viel Sünde und Schande und Ärgernis! Da bleibt oft kein schwacher Schimmer mehr von himmlischer Gnade und göttlichem Ebenbild. Sie scheinen beide unter den Aschenhaufen wüster Weltlichkeit begraben. Berührt einen diese kalte Ablehnung des Heiligen nicht schauerlich? Gerade hier sprudelte die Quelle des unendlichen Ölbergsleidens Jesu Christi. Denn hier ist's, als wenn der reine, heiße Sonnenglanz vom Himmel her in dunklen Erdlöchern sich verliert oder ganz und gar im kalten Schmutztümpel verschwindet. Wir alle leiden an diesem traurigen Schicksal des Göttlichen auf Erden, und unser Feingefühl für Schönheit und Schicklichkeit wird dadurch immer wieder auf harte Proben gestellt.

Trotz allem halten wir zum Worte Pauli, der behauptet, daß in der Kirche das Licht göttlicher Liebe und Barmherzigkeit sich in seinen 7 Farben bricht. Und wir lauschen auch der Warnung Jesu Christi, der da sagt: „Selig, wer keinen Anstoß an mir nimmt". Ja selig, wer sich über alle Flecken und alle Armseligkeit der Diesseitskirche hinweg setzen kann! Es liegt halt eine Art Schwermut auch über der erlösten Welt. Sie soll das Hoffen und Harren auf ein besseres Jenseits in uns lebendig erhalten. Wie der hl. Augustinus es so schön ausgedrückt hat: „Unser Herz ist unruhig, bis daß es ruht in Gott".

Andrerseits ist das Gesagte eine ernste Mahnung an uns alle zur Fernhaltung des Skandals von heiliger Stätte. Eine Mahnung auch, unser Bestmögliches zu tun, um den Forderungen der göttlichen Religion gerecht zu werden.

Advent

Nun kommt sie wieder, meine liebste Zeit!
Der Tannenwald wird heimlich eingeschneit
Und ist so still und will nur heimlich träumen
Von seinen glitzerweißen Christkindbäumen. —
Wenn über Nacht jetzt alle Müden ruhn,
Dann geht das holde Kind auf goldnen Schuh'n
Und segnet mit den kleinen weißen Händen
Die Zweige all bis zu den feinsten Enden;
Denn wer für andere ein Lichtlein hält,
Braucht stille Kraft, daß nimmermehr es fällt. —
Ob ich nicht auch ein Kerzchen tragen kann?
Lieb Christkindlein, o steck' es selbst mir an!

vom

Schusterseppel

Liebe Leit,

Es is net gut, von die Ladies Aid Weiber zu schreibe, vonwege weil ein Mann in troubles komme kann. Solles hob ich expirienced, als die Pauline, was mein Weib sein tut, letzte Woch' von der Ladies Aid Weiber Meeting ham komme is.

Wie die Pauline ins Haus komme wor, da hob ich schon im Bett gelege. Ihr tut's ja wieße, liebe Leser und Leserinnen, wie daß die Ladies Aid Weiber noch jede von ihre meetings ein lunch hen, uf was wellen lunch sie cake essen und guden Kaffe trinke. Manchmol hen sie auch kein cake net, vonwege die sugar shortage, und dann tun sie einfach sandwiches essen mit balony druf und mit peanutbutter.

Die Pauline is also hamkomme und hot gleich ieber mich g'sogt:

„Jetzen mol uf, Seppel, ich hob mit dir zu rede."

Ich hob ober geantwort, wie desch mir doch im Bett verzähle könne. Ein Mann tut nämlich net gern ufstehn, wenn er eimol im Bett is. Meine Pauline ober, was ein gudes ober auch ein energisches Weib sein tut, hot net nochgebe und hot mich geordert, gleich ufzustehn und in die Kuchel zu komme.

Ich bin also ufgestanne, hen meine Hose angezoge und auch mein Rock, und bin h'nieber zu sie. Die Pauline hot gleich ieber mich g'sogt:

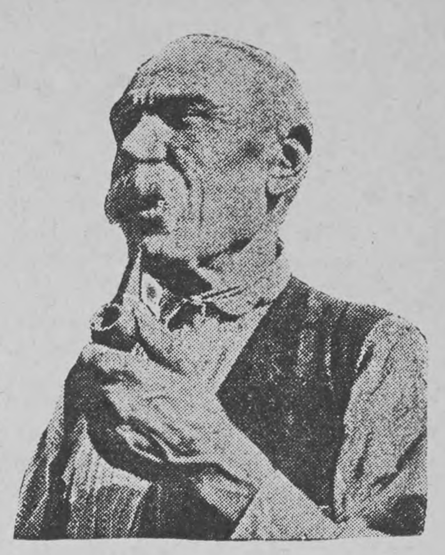
„Seppel", hot sie g'sogt, „du hoſt fier den Mariabote im November ein story geschriebe, was die Ladies Aid net gleiche tun. Du hoſt ieber sie geschriebe, wie daß sie fett sein und moger, und daß unnerschiedliche von sie powder jusen tun und lippstick. Die Mrs. Klubacher Martin hot dogege protestet und die Wildmannerin, was unsre president sein tut, hot sollen protest supportet. Die Ladies Aid Weiber hen aus soller Ursoch beschlosse, zum Poter h'niebergugehn und Dich zu verkloge. Sie hen g'sogt, wie daß der Poter Dich stoppen machen muß, solle stories fier den Mariabote zu schreibe, denn solles is ein Beleidigung fier alle Ladies Aid Weiber."

Liebe Leser und Leserinnen. Ihr tut's wieße und meine Zeugen sein, wie daß ich ganz unschuldig bin und keine Beleidigung zu die Ladies Aid Weiber net geton hob. Ich hob nur ein story verzählt, was welle sich in Werklichkeit zugetroge hot, und wenn die Weiber mich stoppe machen wolln, fier den Mariabot zu schreibe, dann geh ich zu einen lawyer, was weller ihnen verzähle werd, daß mir hier die freedom von die Preß hobe tun.

Liebe Ladies, was ihr Leser vom Mariabot sein tut und ein member von die Ladies Aid Weiber, hen ich geloge, wenn ich g'sogt hob, wie das manche Weiber fett sein und andre moger? Und daß solle groß is, jene klein, die eine alt und die andre jung? Und wollt's ihr obstreite, wie daß unnerschiedliche von eich powder jusen, was jo kein Siend net is? Schmocke tun die junge Ladies Aid auch, und solles is wohr. Ich ober sog: Solange sie keine Siend net tun, fleißig orbeite fier den Ladies Aid Verein und auch keine Klatschen net moche und net gossipen, sein sie allright und kein Mann net werd sie verspotte.

Ich tu eich alle in Ehre holte, liebe Ladies Aid Weiber, und ich hoff', wie daß ihr auch mein stories lesen werd, was welle stories gut sein und wohr.

Und jetzen, liebe Leser und Leserinnen, muß ich eich soge, wie daß mir alle, was mir den Mariabot lesen, vom Mariabotpoter ein Brief erhalte hen, in was wellen Brief der Poter geschriebe hot, wie daß mir getreie Leser sein solln und auch noch neie Leser werben.



Ich und meine Person, und auch die Pauline, mir sein ganz fier das Katholische und fier die deitsche Sproch, vonwege weil das unsre Religion is und unsre Sproch.

Ober die Leit sein net immer ieberzeigt von die Wichtigkeit von unsre Religion und von unsre Mutersproch. Do muß ich eich eimol verzähle, wie daß es mir gegange is, als ich einige Johr zurieck fier den Mariabot collectet hob. In soller Zeit sein meine Fieß noch gut geweſt und mein Rükken hot kein rheumatism net gekennt. Ich hob rumspringe gekonnt wie einer von die Junge, vielleicht noch besser. Ich will mich jo net lobe, vonwege weil desch sich net passe tut fier uf einen alten Mann. Ober desch kann ich eich soge: Ich bin immer stark geweſt und ein Mann, was gut ausgeluckt hot. Aus soller Ursach hot mich auch die Pauline geheirot, vonwege weil sie gleich in love gefolle is in meine gude Statur und in mein schönes Hoor.

Etliche Johr zurieck bin ich also noch net so schwach geweſt wie heit, wo daß ich abgeorbeit bin. Sollermol bin ich ein Agent vom Mariabot geweſt und hob das Lesergeld collect. Einmol, es is im Spotjohr geweſt, hen ich mich uf den Weg gemocht, fier um die Leser zu besuche. Der Kotanger Martin is mit mir gange, vonwege weil er nix net zu schoffe g'hat hot, und so hot er g'meint, er wird mir company holte.

Wie wir unnerschiedliche Leit besucht hen und auch ein poor neie Leser gefunne hen, sein mir auch zum

Frantner Thaddaeus komme, was weller Taddaeus ein reicher Mann gewest is und auch ein Wittmann. Seine Kinner hen ihm die Wertschaft gefiehrt, und er hot nix net zu schoffe g'hat als nur zu kommandiere und die Weiber von seine Buben zu kritisiere. Der Thaddaeus is nämlich sehr stingy gewest und er hot net gedulded, daß die Schwiegermadel ein Cent zu viel verspende.

Nun mießt ihr ober wieße, fier damit die story klar is und leicht zu verstehe, wie daß der Taddaeus sehr schlecht g'hert hot, aus was weller Ursach er eine Machine g'hat hot fier in das Ohr, und eine battery in der pocket.

Zu sollem Taddaeus sein mir also komme, hen freindlich die Zeit gebote, und der Thaddaeus hot uns christlich ufgenomme. Mir hen gornet laut zu spreche gebreicht, vonwege weil seine Maschine gut geschoft hot.

Wie mir uns ieber das Wetter unnerholte hen und auch mit die Politik und die Ernte fertig wore, hen ich g'sogt:

„Thaddaeus", hen ich g'sogt, „mir sein komme, fier um eich als Leser vom Mariabot ufzuschreibe. Der Mariabot is eine gut katholische und deutsche Zeitung, was zwei Dollar fier uf das Jahr koste tut."

Wie ich das von die Dollars g'sogt hob, da hot der Taddaeus uf eimol ieber uns g'sogt:

„Ich kann eich garnet höre, mein battery tut net recht schoffe, und so kann ich nix net verstehn."

Ich bin ufgestanne und bin uf den Thadaeus zu, und hob ihm die ganze story noch eimol ins Ohr geschrien, so laut als ich konnt. Der Thaddaeus hot ober nur mit den Kopf geschiettlet und hot g'sogt:

„Desch nutzt nix. Wenn die battery net schoffe tut, dann tut sie net schoffe. Ich kann nix net höre."

Jetzen hen mir uns mit dem Martin berote, was mir tun solln, um dem Thaddaeus zu soge, was mir ihm soge kommen sein.

„Her mol ein pencil", hob ich ieber den Martin g'sogt, „ich werd uffschreibe, was mir wolln."

Der Martin hot mir sein pencil gebe, und wie ich g'schriebe hob, da uf eimol hot der Martin in den Sack gegrieffe, hot einen quater raus und solln quater leise uf den Boden follen gelassen.

„Ihr hobt ein Nickel verlore oder ein quater, Martin", hot der Thaddaeus da uf eimol g'sogt.

„Ich hob kein Geld net verlore", hot der Martin druf, der Thaddaeus ober hot gleich zugebe: „Ja doch, ihr habts Geld verlore, ich hob's gut gehert."

„So", hot der Martin gleich, „wenn mir eich ins Ohr schrein, wie daß mir ein katholisches Blatt verkeife kommen sein, dann hert's ihr nix net. Wenn ober ein Nickel uf den Boden fallt, dann sein eire Ohre uff und eire battery schofft gut. Thaddaeus, laßt mich doch eire battery eimol schaun."

Der Thaddaeus is ganz rot worde im G'sicht und ich hob gedenkt, wie daß er jetz wietig werden werd. Er hot ober doch die battery dem Martin gewiese. Der hot sie g'nomme, hot sie ang'schaut, und hot ieber den Taddaeus:

„Ihr hobt die battery abgeswitscht. Tut's ihr sie allemol abswitschen, wenn Leit zu eich vom Bezohle rede? Jetzen, Taddaeus, tu ich die battery answitschen und ihr werd zuhöre, was ich eich zu soge hob."

Mit solle Wort hot der Martin die battery richtig und werklich angeswitscht und hot dem Taddaeus laut zugesproche, fier um was wir komme sein.

„Geld wollt's ihr fier uf eine katholische deitsche Zeitung?" hot der Taddaeus do zurieckgebe, und er is wietig worde. „Was hen mir Katholike noch zu soge, und was welle junge Leit tun noch unsre Sproch rede? Ich bin ein guder Katholik und auch von deitsche Abstammung, was seine Sproch in Ehre holte tut. Warum tun die Leit ihre Sproch und ihre Religion net unnerstietze? In die beerparlors, do könne sie Geld spende und schwätze, wenn einer ober die gude Soch unnerstietze soll, dann hot er nix net."

„Sell is grod, was ich eich hen soge gewollt", hen ich gleich ieber den Taddaeus, und mir hen net lang mehr geredt, vonwege weil der Taddaeus den Mariabot geordert hot. Er tut heit noch sehr zufriede sein mit sollem Blatt.

Ihr ober, liebe Leser und Leserinne, seits net stingy, wenn mir den Mariabot unnerstietze solln, vonwege weil der Mariabot eine Zeitung von unsre Kultur is. Wer seine Kultur net unnerstietze tut, der gebt nix net um keine Kultur.

Ich werd dem Poter vor die Christmas fienf neie Leser zuschiecke. Solles muß ich schoffe, vonwege weil ich sehn tu, daß mir den Mariabot breiche. Der Mariabot tut unsre Religion und unsre Sproch verbreite, und er hot eine schöne Sproch, uf was welle mir stolz sein. Alle Leser solln neie Leser suchen, vonwege weil der Poter nur den Mariabot schreibe kann, mir ober mießen ihn unner die Leit verbreite. Wenn wir net verbreite tun, dann hot der Poter niemand net, fier den daß er schreibe soll. Tun wir also den Mariabot ein gudes Christmas moche, indem daß mir alle ein oder zwei oder fienf neie Leser suche und finne und den Poter einschiecke.

Es grießt Eich
Eier Schusterseppel.

Advent

Das ist wie einst, das ist wie immer:
Es zieht durchs Herz wie Ahnen schon,
und traulich gibt dem dunklen Zimmer
der Hoffnung Glanz, der Sehnsucht Schimmer
ein Lichtlein auf dem Tannenthron!
Advent! Nun zählen wir die Tage,
und immer heller wird das Licht!
„O, tauet, Himmel!" tönt die Klage,
doch durch des Harrens bange Frage
schon lichter Schein der Weihnacht bricht!
Advent! Wir neigen Knie und Herzen,
um für das Licht bereit zu sein!
Wir büßen Schuld und Leid und Schmerzen
und gehen rein und hell, wie Kerzen,
ins hohe Fest der Liebe ein!

Die Roratemesse



Der letzte Sonntag im Advent hat nach altkirchlicher Benennung den Namen Rorate, Tauet! Dieser Name rührt vom Introitus (Eingangsgebet der hl. Messe) dieses Tages her, der, wie auch der Introitus des vorhergegangenen Quatembermittwochs, aus dem Propheten Isaias genommen ist und heißt: „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab! Öffne dich, Erde, und sprosse uns den Erlöser hervor!“ Es ist der höchste Ausdruck der Sehnsucht nach einem Erlöser. Die Himmel sollen sich aufreißen und den Gerechten und Gerechtmachenden herabtauen, die Wolken sollen ihn herabregnen; die Erde soll sich auftun, um ihn hervorzusprossen. Dieser Gedanke und mit ihm die gleiche Sehnsucht kommt zum Ausdruck in der Roratemesse der heiligen Adventzeit:

Noch ist es Nacht, da schon die Hausmütter und Hausväter beim großen Zeichen der Kirchenglocke sich vom Lager erheben, die Lichter anzünden und das übrige Haus wecken. Gern und willig folgen der ermunternden Mahnung alle, denn sie alle wissen, warum. Nach und nach erhellen sich alle Wohnungen, und an jene, welche sich nicht erleuchten wollen, weil ihre Bewohner im Schlaf die Glocke nicht gehört haben, wird vom freundlichen Nachbar geklopft, dem sofort herzlich gedankt wird. Aber nach und nach erlöschen die Lichter wieder, denn das zur kirchlichen Feier bestimmte Gewand ist angezogen. Man verläßt die Häuser und geht zur Kirche, von der das mahnende Zeichen von neuem gegeben worden ist. Es ist kalt. Den Weg zur Kirche erhellt der Mond und der Sternenhimmel, der klar herunterschaut. Ist es aber dunkel, weil weder Mond noch Sterne scheinen, so müssen die Laternen leuchten, die jede Familie bei sich trägt. Freundlich grüßen sich die Nachbarn, die zusammengehen; die Schar auf dem Kirchgang wächst mit jedem Schritt.

So strömt es von allen Seiten dem Gotteshause zu, das vom Altar her mit wunderbarem Lichtglanz erhellt ist, ein Zeichen und ein Bild, wie Christus als Licht der Welt in die Nacht und Dunkelheit des Lebens hineinscheint. Dieser Glanz des Gotteshauses wird dadurch noch vermehrt, daß jeder für sich eine Wachskerze, einen Wachsstock anzündet und vor sich auf seinen Kirchenstuhl stellt. So schimmern unendlich viele Lichter, und die Gemeinde erscheint in dieser Lichtfülle so recht als eine Familie. Nicht lange braucht man zu warten, bis der Priester an den Altar tritt. Und nun kann beim beginnenden Gottesdienst die Gemeinde sich nicht länger halten: tief und freudig bewegt läßt sie ihr Innerstes ausströmen in den Gesang:

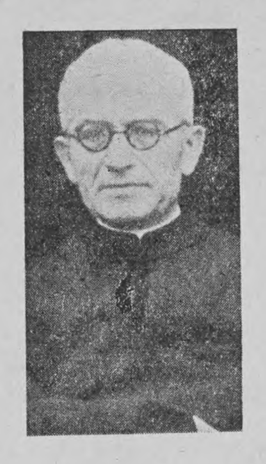
Tauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Rief das Volk in bangen Nächten,
Dem Gott die Verheißung gab:
Einst den Mittler selbst zu sehen,
Und zum Himmel einzugehen;
Denn verschlossen war das Tor,
Bis der Heiland trat hervor.

Man muß einem solchen Gottesdienst beigewohnt haben, um die Gefühle ganz zu verstehen, die er aufweckt. Es kommt uns ein Gleichnis Jesu in den Sinn: die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen, die dem Bräutigam entgegengingen: Die versammelten Gläubigen haben sich nicht verspätet, früh und hell brennt das Öl in ihren Lampen, mit denen sie dem Erlöser entgegengehen.

Der Gottesdienst, die Roratemesse, verstärkt das Gefühl der Sehnsucht und Erwartung durch prophetische und evangelische Stellen, die sich auf das Nahen des Heilandes beziehen, nur immer mehr. Endlich entläßt der Priester die Gläubigen mit dem Segen des Allerheiligsten. Alle treten aus der Kirche, um in ihre Wohnungen zurückzukehren, Und oft, wenn sie das Gotteshaus verlassen, geht die Morgensonne des Advents auf, wie eine Verheißung des Allerhöchsten.

—Dr. Franz Anton Staudenmaier.

Zum Gedaechtnis



(P. Hubert Hermes O.M.J.)

von Phil. Funke O.M.J.

Fortsetzung

So hart auch diese Wartezeit in Roviano für den jungen Kleriker sein mußte, so wurde sie eine wahre Zeit des Segens, für sein zukünftiges Leben, sowie für den Orden selbst, dem er angehörte.

Roviano war das Sommerhaus für die Scholastiker-Studenten des Oblaten-Kollegs, die wegen der erdrückenden Sommerhitze von Juli bis Oktober in die Berge ziehen mußten. Das Haus war gebaut worden zu der Zeit, als die französische Regierung die Ordensleute aus Frankreich verjagte und ihr ganzes Eigentum in Beschlag nahm. Es kam daher das Oblaten-Scholastikat in Rom in die bitterste Not, und es war kein Geld vorhanden, um das Haus von Roviano, das doch einer Kommunität von über 100 Oblaten Obdach geben sollte, fertig zu bauen. Fr. Hermes, mit Hülfe einiger Mitbrüder, übernahm nun diese Arbeit aus Liebe zu seinem Orden. Die rohen Steinwände, das Dach, und die eisernen Querbalken der Stockwerke waren da, aber alles andere mußte gemacht werden, ohne Geld, ohne gelernte Arbeiter. Hier nun zeigte und entwickelte sich das außergewöhnliche praktische Talent unseres Studenten. In Eisen und Stein arbeiten, Felsen sprengen, Wasserleitung anlegen, alle Zimmer, Wände und Fußböden einrichten, Wagen und Schienen bauen zu einer kleinen Bahn zum Tranzportieren der mächtigen Felsblöcke, auf denen die Terrasse vor dem Hause ruhen sollte — und alles das ohne Vorkenntnisse oder technische Ratgeber: kein Wunder, daß sich unser zukünftiger Missionar des canadischen Westens in den drei Jahren die praktischen Kenntnisse aneignete, die wir an ihm bewundert haben beim Bau seiner Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen.

Im Jahre 1906 wurde Pater Hermes zum Priester geweiht. Er verweilte den nächsten Winter in seiner Heimat, zum letzten Male in seinem Leben, denn er ist in den 40 Jahren seines Lebens in Canada niemals zurückgefahren in die alte Heimat, obgleich seine Obern ihm gerne diese Freude vergönnt hätten: er hatte einmal sein Opfer gebracht, und er brachte es für immer.

In Canada angelangt, berief ihn der Gehorsam nach Banff und den umliegenden Missionen, welche damals grade gegründet wurden. Vierzehn Jahre verweilte er dort. Es waren die Jahre des Anfanges, des Aufbauens, in Armut und harter Missionsarbeit. Aber hier in den herrlichen Tälern des canadischen Felsengebirges entwickelte sich jenes feinfühlende Künstlertalent, das der Persönlichkeit des Pater Hermes eine solche außergewöhnliche Anziehungskraft verlieh. Hochgeachtet und verehrt von Reich und Arm, von Hoch und Niedrig wurde er überall der gesellschaftliche Mittelpunkt, um den sich alles sammelte, dessen Wort in allen Fragen die Entscheidung gab —und doch blieb er still und einsam wie er immer gewesen war: man suchte ihn, er aber suchte niemand und lebte nur für seinen Beruf.

Die praktische Ausbildung von Roviano, die innerliche Durchbildung von Banff, entfaltete sich zu der großen Tätigkeit der letzten 23 Jahre seiner Arbeit in St. Walburg, mit kurzer Unterbrechung, von 1923 bis 1946. Hier haben wir ihn alle am Werke gesehen. Bei seiner Ankunft stand eine kleine Landkirche, einige Meilen von der Stadt. Er verlegte sie in die Stadt Walburg, wo er die herrliche Kirche mit Vereinshalle und Pfarrhaus zu einer künstlerischen Einheit zusammengebaut hat, wie man sie selten im Westen findet. Das ganze umgab er mit herrlicher Parkanlage. Alles von ihm selbst geplant und gepflanzt, jeder Baum, jede Blume von ihm selbst ausgesucht und mit eigener Hand gepflegt. Dieser Garten war seine einzige Freude, seine Erholung nach der Arbeit der Seelsorge, und von weit her kamen gelernte Gärtner und Blumenkenner, um die Anlagen des Pater Hermes zu bewundern. Sein Künstlertalent zeigte sich dann auch in der inneren Einrichtung seiner Kirche, deren künstlerischer Ausbau von ihm selbst geleitet und nach seiner Anleitung von dem weit bekannten Maler, Herrn Imhof, mit herrlichen Gemälden geschmückt wurde.

Größer aber als der Ausbau seiner Kirche, war die Arbeit, welche unser Pater leistete in der inneren Organisation seiner Pfarrei. Die Seelsorge in St. Walburg war nicht leicht: es war eine neue Pfarrgründung von Einwanderern aus den ver-

Weihnachtswunsch

Wenn der Winter Sturm verkündet,
Länger wird der Nächte Schweigen,
Wenn der Flor der Blumen schwindet,
Sterbend sie die Häupter neigen,
O, dann soll es Frühling wieder
In den Christenherzen werden,
Denn ein Kindlein steigt hernieder,
Und ein Himmel blüht auf Erden.
Wenn geschwunden ist die Ähre,
Und die Flur wird immer ärmer,
O, dann wird's um die Altäre,
In den Herzen immer wärmer;
Wenn die Blätter längst gefallen,
Und der Fluß bedeckt vom Eise,
Klingt in unsern Tempelhallen
Neue, traute Frühlingsweise.

Brot!

Folgende Gaben sind im Laufe des vergangenen Monats für Deutschlandshilfe bei uns eingelaufen:

November	$1750.82
Stephan Ehman, Regina, Sask.	20.00
Wendelin Stang, Macklin, Sask.	10.00
Mike Gartner, Primate, Sask.	5.00
Alois Herrmann, Emberville, Sask.	200.00
Anton Lang, Reward, Sask.	6.00
Joseph Brossart, Allan, Sask.	5.00
Ignatz Hoffart, Tribune, Sask.	7.00
Karl Leibel, Regina, Sask.	10.00
	$2013.82

schiedensten Ländern, Sprachen und Ansichten, es war schwer, es allen recht zu machen. Aber Pater Hermes versuchte es gar nicht, allen recht zu machen, er tat einfach was recht war, still, aber entschieden, ohne viel zu sprechen oder zu streiten. Aber alle wußten, daß ihr Pfarrer recht hatte, wenn manche es auch erst spät einsahen. Sein stilles Wesen, seine einfache aber zielsichere Leitung erwarb sich bald die Achtung und das Vertrauen seiner Pfarrkinder. Sie fingen an, zu ihm aufzuschauen, zuerst als zu einem überlegenen Geistesmann, der hoch über allen stand, aber nach und nach als zu einem wahren Vater, dessen stilles ruhiges Wort Trost und Leitung gab in allen Schwierigkeiten des Lebens. In den langen Jahren seiner Tätigkeit in St. Walburg wurde er der geistige Mittelpunkt seiner Pfarrei, und langsam des ganzen Städtchens, auch der Andersgläubigen und Regierungsmänner, und in wichtigen Fragen galt das Wort des P. Hermes als entscheidend, in St. Walburg sowohl als bei der geistigen Obrigkeit und seinen Oblatenbrüdern. Seine praktischen Fachkenntnisse, sein großes künstlerisches Talent, seine Kentnisse und Erfahrungen in Theologie und praktischer Seelsorge, vor allem aber sein stilles selbstloses Wesen erwarben ihm die Achtung aller während dieser Jahre. Man sah ihn nicht, man hörte ihn nicht, aber er war immer da wo man ihn brauchte, immer mit der richtigen Antwort, immer mit derselben liebenswürdigen Dienstfertigkeit. Diesen Eigenschaften verdankte er es, daß es ihm gelang, in den letzten Jahren seines Lebens trotz aller Schwierigkeiten und bitteren Anfeindungen von Seite Andersgläubiger, die Separatschule für die katholischen Kinder in St. Walburg zu organisieren, und ihnen, denen in der Stadtschule selbst die vom Schulgesetz garantierten Rechte auf Religionsunterricht verweigert wurden, eine wahre katholische Erziehung durch Schwestern sicherzustellen.

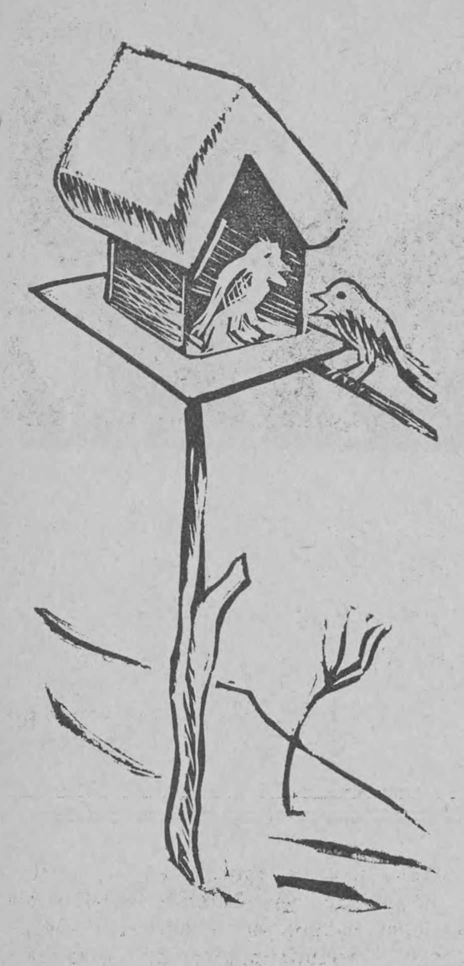
Die Lebensaufgabe des guten Paters war vollbracht, das Alter kam, und mit ihm Krankheit. Still und klagelos trug er sie, jahrelang, um niemanden zur Last zu fallen, bis Gott ihn erlöste von seinen Schmerzen, und ihn zu sich rief, um ihm den ewigen Lohn zu geben, den er reichlich verdient hatte durch sein treues selbstloses Wirken für Gott und die ihm anvertrauten Seelen. Möge r ruhen in Frieden.

Katholische Pflicht

Gott will durch Menschen die Menschheit retten. Deshalb wurde er selbst Mensch, um in harter, opfervoller Arbeit das Rettungswerk zu begründen. Seine Fortsetzung legte er als schwere, mühselige Arbeit in die Hände von Menschen. Diese tragen jetzt das Heil der Welt in ihren Händen mit seiner ganzen Arbeitslast und Opferpflicht. Daß aber jeder Katholik seinen Teil daran mitträgt, ist Glaubenspflicht, Christenpflicht, katholische Pflicht.

Das Christkind am Glarnkogel

von Rüdiger Syberberg



Droben am Glarnkogel in der Schlehhütte ist kein Adventslicht entzündet. Dort haust in Armut und Not ein ungutes Paar: die Lettbuchner Anna aus Glarn, die durchgegangen ist mit einem windigen Bildschnitzer aus dem Flachlande. Kein Pfarrer hat sie zusammengegeben. Der alte Lettbuchner drunten im Dorf braucht nur ein einziges Wort zu hören von ihnen, und die Stirnader schwillt ihm an vor Zorn.

Als aber der Tag der heiligen Weihnacht angebrochen war und der warme Duft vom Christgebackenen schon wie goldbraune Verheißung aus den Kucheln und Spinden stieg und hinter den frostgeblümten Fenstern die Stricknadeln des alten Mütterchen sich rascher noch sputeten mit ihrem eintönig heimeligen Sinnsinn, damit die neuen Fäustlinge, Socken und Umschlagtücher noch fertig würden zum Fest, da geschah dem rothaarigen Schladerhannes, dem bärtigen alten Grindt-Andl und dem hinkenden Badertoni, die miteinander noch hoch oben im Wald beim Holzfällen waren, etwas über die Maßen Wunderliches.

Nicht hatten sie acht gehabt den ganzen Tag über auf das leise Klingen im Wald; oder sie hatten gemeint, daß es nur die klirrende Kälte sei.

Erst als es zu dunkeln begann und sie Einhalt taten mit ihrer Arbeit, gewahrten sie mit einmal die große Stille ringsum, die nur leise zitterte von seinem Läuten. Eine kleine Weile hatten sie alle drei gestanden, ohne sich zu rühren.

„Mir ist's recht, nun mag's halt kommen, 's Christkindl," sagte der Grindt-Andl. Als aber die beiden anderen keine Antwort gaben, wurde ihm plötzlich ein wenig beklommen zumute. Deshalb holte er sich seine noch halbgefüllte Pfeife aus der zerrissenen Rocktasche und aus dem Hosensack die Zündhölzchen dazu und setzte sie kräftig schmatzend und schmauchend in Brand.

Endlich meinte der Badertoni: „Fein schön ist es jetzt, man könnt grad denken, daß das Christkindl gleich just hier durchkommen müßt. Aber kalt ist es, sakrisch kalt!"

Das meinte Schladerhannes auch und rieb sich die großen rauhen Hände. Alles andere hatte ihn nicht berührt, denn er war von schlichter, derber Gemütsart und machte sich nichts aus Weihe und Zauber.

Und gerade er war es, als sie sich nun zum Heimweg anschicken wollten, der zuerst den seltsamen Schein wahrnahm, der vom Himmel durch die verschneiten Kronen der Tannen nur wenige Schritte vor ihnen auf den Boden fiel, so hell, daß der gefrorene Schnee dort glitzerte wie frischer Streuzucker auf geronnener Milch.

„Schaut mal!" Und er stieß die beiden anderen an. Die waren nicht weniger verwundert als er. Alle drei blickten sie nach oben.

Dem Badertoni war es gleich nicht geheuer. Ganz behutsam machten sie eine paar Schritte auf die Stelle zu, wo der Schein den weißen Boden traf. Aber siehe, als ob er vor ihnen wegliefe, bewegte er sich weiter, genau im gleichen Maße, wie sie auf ihn zugeschritten waren. Unmöglich konnte solches mit rechten Dingen zugehen. Grindt-Andl fiel die Pfeife aus dem vor Staunen offenen Munde. Er mußte, von dem hellen Schein geblendet, lange im Schnee herumtasten, bis er sie wiederfand. Als er sie endlich hatte, war sie von der Feuchtigkeit ausgegangen, und er getraute sich nicht, sie wieder anzuzünden.

Wieder machten sie ein paar Schritte auf den Schein zu, und wieder war es, als ob er vor ihnen wiche.

„Ich glaube bestimmt, daß es etwas mit dem Christkind zu tun hat," flüsterte Badertoni mit Herzklopfen.

„Unsinn!" versetzte Schladerhannes, doch auch er hatte seine Stimme merklich gedämpft.

Aber Badertoni ließ von seinem Gedanken nicht ab. „Wenn ich nur nicht vorhin gesagt hätte, daß es hier durchkommen müßte."

„Halt's Maul!" kam es, nun jedoch auch nur mehr geflüstert, zurück.

Grindt-Andl enthielt sich jeder Meinung und stapfte hinterdrein.



Maria im Advent

Lob sei dir,
unbefleckte Frau!
Geliebte, Wundersame.
Vielsüße Blüte sel'ger Au.
Geheiligt sei dein Name!
Die du dem Herrn
viel tugendhaft gedient,
daß alle Engel an deinem Bilde
fanden Freud'.
Du einz'ge sonder Mängel.
Nun will Gott seine Liebe
dir durch alle Zeiten zeigen.
Der Gnadenkönigin für und für
soll alle Welt sich neigen.
Vor der sich Himmel beugen,
vor der die Erde kniet,
vor der die Höllen weichen,
der jede Ehre blüht.
Alles, was je mag geschehen,
alles, was das Auge sieht,
wird fürwahr durch Gottes Güte
dir zum Lob- und Jubellied.
Alle Ehren — alle Ehren
müssen sich für dich vermehren.
Freut euch, Himmel!
Himmel — jauchzet!

Eine kleine Weile waren sie gegangen. Der Schein blieb, immer unnahbar, einige Schritte vor ihnen.

Da hub Badertoni wieder an: „Es ist bestimmt nichts Gewöhnliches."

„Ich glaube nur, daß es sicher etwas sehr Heiliges ist." Fragend schaute Badertoni sich nach Grindt-Andl um.

„Hm," machte der nur, die kalte Pfeife zwischen den Zähnen.

Wieder waren sie ein gutes Stück dem Scheine gefolgt. Es war gerade, als ob er sie führte. Aber er führte sie nicht heimwärts ins Tal hinab, gen Norden, sondern eher sanft herauf gen Osten.

Plötzlich blieb Badertoni stehen, und seine Knie begannen heftig zu schlottern. „Ich glaub', es ist was entsetzlich Heiliges, i . . . i . . . ich glaub'," denn er fing vor Aufregung an zu stottern, „wir sind auserwählt!"

Verständnislos sahen die beiden ihn an, wie er nun am ganzen Körper zitternd dastand und kein weiteres Wort mehr herausbrachte.

Schließlich griff Grindt-Andl nach seiner Tasche und zog die Branntweinflasche hervor. „Da!" sagte er und streckte sie Badertoni hin. Aber der begann nur noch mehr zu zittern.

„N . . . n . . . nie wieder trink' ich Branntwein!"

Als nun Grindt-Andl die Flasche selbst ansetzen wollte, verlor Badertoni vollends die Fassung und ganz laut fuhr er ihn an: „Wie kannst du noch trinken wollen, wo wir auserwählt sind!?" Aber noch im selben Augenblick erschrak er selbst mächtig, daß er so laut gewesen war.

Grindt-Andl trank auch nicht. Er korkte die Flasche sorgsam wieder zu und ließ sie in seine Tasche zurückgleiten.

„Was meinst du wirklich, was es zu bedeuten hat?" wandte sich Schladerhannes, nun auch schon recht unsicher geworden, an Badertoni, während sie sich nach und nach langsam wieder in Bewegung setzten.

„Ach, es ist ja so schrecklich!" stöhnte der weiter. Daß mir gerade jetzt etwas dermaßen Heiliges passieren muß!"

„Warum meinst du gerade jetzt?" fragte Schladerhannes leise mit heimlichem Unbehagen.



Adventszeit — Wunschzeit
Schon wird der Wunschzettel ans Christkind fertiggestellt, denn bald ist — Weihnachten!

„Ach, Schladerhannes, ich will es dir jetzt lieber sagen: als du vorhin die ganz dicke Rottanne gefällt hast und ich hinter dir stand, grad wo du einen Augenblick vorher für die Arbeit deine Jacke hingelegt hattest, hab 'ich dir eine blanke Mark daraus gestohlen!" Er hielt sie ihm in der offenen Hand hin und, als ob es ein weißglühendes Stückchen Eisen wäre, so zitterte sie dabei; aber am wenigsten vor den Faustschlägen des Schladerhannes, ach, die hätte er ja gerne ertragen!

Doch Schladerhannes schlug nicht. Unruhig schaute er auf den Badertoni und dann auch auf den hellen Schein, und auf einmal kam es ihm wie eine Erleuchtung. „Behalt sie nur, Badertoni," sagte er ganz weich. Und fühlte sich denn auch schon der großen Heiligkeit der Stunde um ein rechtes Stück gewachsener.

Als sie wieder eine gute Strecke Weges dem Scheine gefolgt waren, merkten Schladerhannes und Badertoni auf einmal, wie sich eine Hand auf ihre Schulter legte. Natürlich konnte es nur Grindt-Andl sein, der dicht hinter ihnen tapfte. Aber ehe sie das begriffen hatten, war doch ein gewaltiger Schreck in ihre Glieder gefahren. Jetzt kam Grindt-Andl mit seinem Kopf ganz nah an die ihren. „Pst!" machte er, „wißt ihr wo's hingeht? Zur Schlehhütte!"

Betroffen blieben die beiden stehen.

Wirklich, sie hatten genau die Richtung zur Schlehhütte, und es war gar nicht mehr weit bis dahin.

„Aber es ist doch etwas Heiliges?" meinte Badertoni jetzt betreten; fast gereute es ihn schon, daß er die Beichte wegen der gestohlenen Mark abgelegt hatte.

Auch Schladerhannes war nachdenklich geworden.

Doch Grindt-Andl erklärte feierlich: „Wir dürfen nicht rechten, wo am Ende die Heiligkeit hineinfährt."

Und als nun wahrhaftig auch noch, für alle drei deutlich vernehmbar, ein mächtiges Glockengeläute aus der Luft anhub, da war es um ihre letzten Zweifel geschehen, und sie schritten schweigend und klopfenden Herzens weiter dem Scheine nach. Und je weiter sie kamen, desto näher,

deuchte es ihnen, klangen auch die großen Glocken. Ja, nun konnten sie sogar neben den Glockentönen noch ein wohl hundertstimmiges Singen erkennen, so unbeschreiblich herrlich und rein, wie sie es nie zuvor in ihrem Leben gehört hatten.

Der Schweiß lief ihnen vor lauter süßem Weh nur so vom Körper, obwohl eine schreckliche Kälte war.

Derweilen hatten sie den Wald verlassen und waren auf eine große Blöße am Berghang gekommen. Da, mit einemmal, war der führende Schein verschwunden, und es war im selben Augenblick ganz schwarz um sie. Auch war das Glockengeläute und Singen verklungen.

Erschrocken hielten sie inne. „Was ist das?" Bis Badertoni sie keuchend eingeholt hatte, begannen sich ihre Augen schon ein wenig an die Dunkelheit zu gewöhnen. „Dort ist der Glarnkogel," wies Grindt-Andl auf den gewaltigen Schatten jenseits der Blöße, wobei er sich mit dem steifgefrorenen Ärmel den Schweiß von der Stirn wischte. „Ja, und dort, dort links," ergänzte Badertoni, „dort muß die Schle . . ." Da verschlug es ihm die Stimme vor dem Gesicht, das sich plötzlich ihrer aller Augen darbot.

Im ersten Augenblick hatten sie sich alle drei an den Händen gefaßt. Mit weit aufgerissenen Augen und offenen Mäulern starrten sie wie gebannt herüber.

Denn da lag die Schlebhütte, mitten in all der großen Dunkelheit auf einmal von so viel Licht umstrahlt, daß die Fensterchen blitzten und funkelten, als wären sie in die hellste Sonne getaucht. Dann hub auch schon von neuem ein Singen und Musizieren an, das so lieblich war und solchermaßen gewaltig und herzbezwingend, daß es Grindt-Andl, Schladerhannes und Badertoni zu gleicher Zeit einfach in die Knie warf.

Erst als die Musik wieder verklungen war, standen sie endlich auf. Nicht allzuweit hatten sie mehr, dorthin zu gelangen, wo noch immer das überirdische Leuchten strahlte, als ob der ganze wahrhaftige Himmel sich dort geöffnet hätte. Es hielt sie nicht mehr, sie mußten laufen. Schladerhannes vorneweg, Grindt-Andl dicht dahinter, und zu guter Letzt in ge-

Im Stall von Bethlehem

Weihnachtslegende von Otto Gillen

Als die Zeit sich erfüllt hatte, wurde in einem Stall zu Bethlehem der Sohn Gottes geboren. Als ein schwaches Kind kam er in die Welt des Elends, er war gar noch schlimmer daran als die anderen Menschenkinder, seine Mutter hatte kein weiches Bettlein für ihn bereit stehen, sie hatte nicht einmal genug Windeln, und das arme Kind weinte in seiner ersten Stunde, daß es durch die dünnen Wände des Stalles kläglich in die Nacht klang.

Gottvater schickte es nun, daß ein Bauer des Weges kam, stehen blieb und horchte. Er war auf dem Weg zu seinem Felde, wo er bei Sonnenaufgang säen wollte. Wie er nun das Weinen in dem Stall hörte, erfaßte ihn ein großes Mitleid; er dachte an sein eigenes Büblein, das jetzt friedlich im Schlaf lag, und ging in den Stall hinein. Da sah er die himmelschreiende Armut der Fremden, nahm sein Sätuch von der Schulter und reichte es Mutter Maria, daß sie es als Windel für ihr Kind nehme. Maria war über dies Geschenk um ihres armen Kindes willen herzlich froh, sie dankte dem Mann und segnete ihn in ihrem Herzen, und weil es just ein Bauer war, der als erster Mensch dem Heiland einen kleinen Liebesdienst tun konnte, ist der Bauer allezeit gesegnet in seinem Tun. Er hat in aller Verwirrung und Verkehrtheit der Zeiten ein frommes, lauteres Gemüt bewahrt, seine Seele ist fest gegründet wie das Erdreich, über das er schreitet.

* * *

Als der Bauer gegangen war, schloß der heilige Joseph die Türe gut hinter ihm zu, aber die Kälte ließ sich so leicht nicht aussperren. Das Christkindlein zitterte in dem Sätuch, und seine Mutter wußte sich endlich keinen anderen Rat, als dem Ochsen einen Arm voll Heu wegzunehmen, um ihr Kind ein wenig weicher und wärmer zu betten. Der Ochse aber drehte sich und rupfte das Heu wieder aus der Krippe. Dafür hat er bis auf den heutigen Tag eine unersättliche Freßgier behalten, selbst wenn er sich hinlegt und ruht, muß er kauen, sein breites Maul ist immerfort in Tätigkeit, und wenn er schläft, träumt er von Heu.

* * *

Ein klitzekleiner Vogel, der Zaunschlupfer, wollte die Grobheit des Ochsen gutmachen. Das unscheinbare Kerlchen war gar verachtet in der ganzen Vogelsippschaft, und manchmal kam er sich selber ganz unnütz vor. In der Heiligen Nacht aber konnte es dem lieben Jesusknaben nahe sein, und da freute es sich, daß es so klein war, sonst hätte es doch nicht hinein gekonnt. Es fand nämlich in der Bretterwand ein Loch, dort saß es und sah mit seinen schwarzen Perlaugen in den zarten Glanz, der von dem göttlichen Kinde ausging. Lange saß es so wie geblendet, und es dauerte eine ganze Weile, bis es auch das andere sah, das Elend und die Dürftigkeit; endlich merkte es auch, wie die heilige Mutter seine kalten Händchen mit ihrem Atem wärmte.

Das ging dem kleinen Vogel wie ein Stich durchs Herz. Sogleich machte er sich auf und suchte in der Umgegend von Bethlehem alte Bäume, Dächer und Mauern nach Moos ab, das trug er im Schnabel zum Stall und gab sich daran, die Krippe auszupolstern. Es war nicht gerade viel, was das Vöglein in der Nacht herbeitrug; ob es auch hundertmal hin und wiederflog, so brachte es doch nicht mehr zusammen, als zu einem rechten Zaunschlupfernest nötig ist. Aber Jesus und seine heilige Mutter sehen nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf die Größe der Liebe, mit der sie gegeben wird. So hat die Jungfrau Maria für den verachteten Vogel einen besonderen Dank gehabt: sie gab ihm den Namen eines Königs. Seit der Heiligen Nacht heißt der Zaunschlupfer nur noch der „Zaunkönig."

hörigem Abstand, stöhnend vor Mühe, der schiefe Badertoni.

Aber dann mußte es Schladerhannes auch noch treffen, daß er in ein tiefes Loch fiel. Er hatte harte Not, sich wieder herauszuarbeiten. Und das schlimmste war, daß er sich in der Nähe eines so großen Wunders doch nicht einmal getrauen durfte zu fluchen.

So geschah es, daß der alte Grindt-Andl der erste war, der vor der Hütte ankam. Aber er vermaß sich doch nicht, so nahe heranzugehen, daß er etwa schon in den Schein des himmlischen Lichtes getreten wäre. Er wartete fein sittsam mit niedergeschlagenen Augen auf Schladerhannes. Und als der da war, warteten sie zusammen auf Badertoni, ohne die Augen zu heben. Der war mehr tot als lebendig, als er neben ihnen auftauchte. Er dampfte wie ein frisch aus dem Ofen gezogener Napfkuchen. Aber sein Gesicht zeigte neben den Spuren der großen Anstrengung ein selig hingegebenes Lächeln, daß er nun doch für würdig befunden sein sollte, ein wahrhaftiges Wunder mit eigenen Augen zu schauen.

Da standen sie nun selbdritt. Und als ob es sie jemand geheißen, nahmen sie zugleich ihre Hüte vom Kopf. Aber keiner wollte sich als erster getrauen, in die Helle zu treten. „Geh du zuerst," wandte sich Grindt-Andl an Badertoni, „du hast dich immer am besten mit dem Herrn Pfarrer drunten gestanden." Aber Badertoni schien diese Begründung in solcher Stunde nicht zu genügen. „Du warst zuerst hier, Grindt-Andl, und zudem bist du der Älteste."

Schließlich nahm Schladerhannes, der in ihrer Mitte stand, ihrer beider Hände, und ganz behutsam, auf Zehenspitzen, wagten sie einige Schritte. Und als ihnen bis dahin nichts zugestoßen war, faßten sie etwas mehr Mut und schlichen, sich noch immer an den Händen haltend, zu dem Fensterchen hin. Kaum hatten sie nur einen ganz kleinen Blick hinein getan, da stieß Badertoni einen leisen Schrei aus, riß sich los und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Denn er hatte leibhaftig mit seinen irdischen Augen das Christkind gesehen. Grindt-Andl und Schladerhannes mußten auch einmal schauen, und dann waren auch sie der Gnade teilhaftig geworden.

Eine lange Weile getrauten sie sich gar nicht, ein zweites Mal hineinzublicken. Hilflos sahen sie einander an, wie sie, nun ganz übergossen vom heiligen Licht, hingestellt waren und ihre Hüte drehten. Nur Badertoni hatte, als er sein Gesicht mit den Händen bedeckte, den seinen zu Boden fallen lassen. Aber er achtete nicht darauf.

Schladerhannes, dessen rotes Haar im überirdischen Strahlen nun fast wie eine Krone glänzte, wollte es schließlich bedünken, daß es überhaupt nicht fein und ziemlich sei, in einen so heiligen Raum heimlich durchs Fenster hineinzuspähen. „Kommt," sagte er leise und feierlich, „lasset uns eintreten." Und wieder nahm er die beiden an der Hand, den Eingang der Hütte zu suchen. Schrecklich klopften ihre Herzen, als sie an die Tür pochten. Auf ein „Wer ist's?" war es Badertoni, der so sehr seine irdische Wirklichkeit vergessen hatte, daß er „Drei fromme Hirten" antwortete.

Dann traten sie ein. Und fast geblendet vom himmlischen Schein sahen sie nun wirklich die Heilige Familie selber in der Mitten das Christkindlein in einem geflochtenen Körbchen, daneben, glücklich lächelnd und ganz im Strahlenglanze des Kindleins, die Mutter, halbaufgerichtet auf einer Strohschütte liegend und etwas abseits, bescheiden und schon mehr im Dunkeln, den Vater, an einer alten Stallaterne bastelnd.

Als Grindt-Andl vor dem Kindlein niederkniete, folgten die anderen und schämten sich, daß es ihnen nicht schon längst eingefallen war. Nachdem sie so ein Stücklein verweilt hat-



Royal Studio, Regina — Weihnachtsbad

ten, machte sich Grindt-Andl plötzlich an seinem Hut zu schaffen. Umständlich löste er das alte vertrocknete Edelweiß davon und legte es behutsam auf das grobe Linnen, darunter das Kindlein ruhte. Auch Badertoni begann etwas zu suchen, nur wandte er sich dabei mehrfach scheu zu Schladerhannes um, der neben ihm kniete. Doch der war so versunken, daß er dessen nicht achtete. Da legte Badertoni sachte das Silberstück neben die Blume und bekam einen ganz roten Kopf dabei. Nun war die Reihe an Schladerhannes. Aber der suchte nicht lange, sondern griff in die Tasche, holte einen herrlichen, rotwangigen Apfel hervor und legte ihn sein neben die anderen Geschenke.

Erst als sie dann der Mutter Maria Stimme vernahmen, wachten sie bald auf. „Das ist aber schön, daß ihr gekommen seid," sagte sie. „Ach, aber jetzt habe ich nicht einmal einen heißen Kaffee für euch!

Als sie aber diese Worte hörten, standen sie auf und waren nun noch verlegener.

„Nein, so gut ist das von euch," fuhr ihnen Marias Stimme fort, „und ich dank' euch auch viellieb. Komm, Franz, reich' ihnen die Hand!" wandte sie sich dann an Joseph.

Der kam hervor und bot jedem die Rechte.

„Weißt du, Franz, steht nichts von unserem Hafersüppchen noch auf dem Feuer? Denn anderes haben wir nicht," fügte sie, zu den Hirten gewendet, hinzu.

Joseph holte die Suppe, und weil der Stühle wie der Teller nicht genug waren, setzten sie sich alle um Mariens Lager auf den Boden, stellten den Topf in die Mitte und aßen gemeinsam daraus.

Badertoni schüttelte vor Fassungslosigkeit immer wieder den Kopf. Er war nicht fähig, auch nur einen einzigen Löfel voll zu schlucken. Auch Grindt-Andl nahm sich arg verloren aus und verschüttete mehr von der Suppe in seinen Bart, als er himunterbekam. Schladerhannes aß mit gutem Appetit wie immer. Und niemand brauchte ihn zu nötigen.

„Sagt," fing Maria plötzlich an, und eine kleine Röte stieg ihr dabei ins Gesicht, „ihr wißt doch sicher, ob

O Christkindlein komm.

o komme doch bald.
Die Welt ist dunkel, die Welt ist kalt,
o komm, wir bangen und frieren.
Wir können nicht ohne dich fröhlich sein,
o komm, und bring uns den Sonnenschein,
damit wir den Weg nicht verlieren!
Nur Trügen war alles,
was Satan verhieß.
Er hat uns gebracht um das Paradies
und ließ uns in Dornen verderben.
O Christkindlein komm, der Himmel ist weit,
Die Erde voll Mühsal, die Erde voll Leid,
ach komm, sonst müssen wir sterben.

mein Vater mir immer noch so schrecklich zürnt?"

Schweigend sahen sich die Hirten untereinander an. Keiner getraute sich Antwort zu geben. Die Wahrheit wollten sie nicht sagen, und an einem solchen Ort eine Lüge auszusprechen, erschien ihnen ganz und gar unmöglich. Aber Maria fühlte aus ihrem Schweigen die Wahrheit sehr wohl heraus. Ein schmerzliches Lächeln glitt wie ein Schatten um ihren Mund. Und sie fragte nicht weiter.

Nachdem der Topf geleert war, erhoben sich die Hirten.

„Ja, nun müssen wir wohl wieder gehen," stammelte Grindt-Andl aus der Unschlüssigkeit aller heraus.

„Ja, das müssen wir wohl," nahm Badertoni auf.

„Und vielen Dank auch fürs Essen," beschloß Schladerhannes.

Noch einmal knieten sie anbetend vor dem Christkindchen nieder, um das noch immer unvermindert das himmlische Lichtmeer wogte. Dann schickten sie sich zum Aufbruch an.

Eigentlich wollte Badertoni im Überschwang seiner Frömmigkeit auch noch vor Maria niederknien, aber dann hielt ihn doch irgend etwas davon zurück.

Als sie sich schon zur Türe gewandt hatten, kam Joseph ihnen nach. „Hier, liebe Leute sagte er freundlich, „nehmt die Laterne mit, daß ihr euch in der dunklen Nacht nicht verirrt."

Dankend nahm Schladerhannes sie entgegen, und wie sie erst einige Schritte draußen waren und die Beklommenheit sich von ihren Herzen löste, waren sie ins geheim froh und glücklich über die kleine Laterne. Denn es war eine stockfinstere Nacht.

Erst ganz kurz vorm Dorf hielten sie im schweigsamen Abstieg inne und beratschlagten, was eigentlich zu tun sei.

In den nächsten der Häuser sahen sie schon die Lichterbäume blinken und da und dort durch die Fenster mächtige Schattenkreuze in den weißen Schnee werfen.

„Und wenn sie uns einfach auslachen?" fragte Badertoni erregt.

Alle drei schauten sich einen Augenblick verdutzt an. Sie schwiegen, und jeder erwog es im stillen für sich.

„Am sichersten ist wir gehen zuerst zum Herrn Pfarrer," entschied Grindt-Andl nach angestrengtem Nachdenken, „denn ihn und sein Amt betrifft es vor allem."

Als sie im Hausgang des Pfarrers standen, und die Köchin gegangen war, ihn zu rufen, war ihnen auf einmal schon merkwürdig betreten zumut und unbegreiflichermaßen ahnten ihnen nichts Gutes.

Aber da kam ja Hochwürden selbst die Treppe herunter. „Nun, ihr lieben Leute, was ist's, das euch noch so spät in der Heiligen Nacht zu mir führt?"

„Wir haben das Christkindchen gesehen," fing Badertoni gleich sehr aufgeregt an, „ich meine, es ist heute geboren worden," verbesserte er sich.

„Ja, seid ihr denn Heiden?" fragte der Pfarrer. „Das weiß doch ein jedes Kindlein bis tief ins ferne Mohrenland hinein, daß heute das Christkind geboren ist."

„Ja, aber er meint, droben in der Schlehhütte," versuchte Grindt-Andl vorsichtig das Mißverständnis zu klären.

Als nun Badertoni bekräftigend nickte: „Ja, droben in der Schlehhütte ist's geboren!" glaubte der Pfarrer nichts anderes mehr, als daß sie von Sinnen oder betrunken wären.

„Schämt ihr euch nicht!?" fuhr er los, „in der Heiligen Nacht solchen

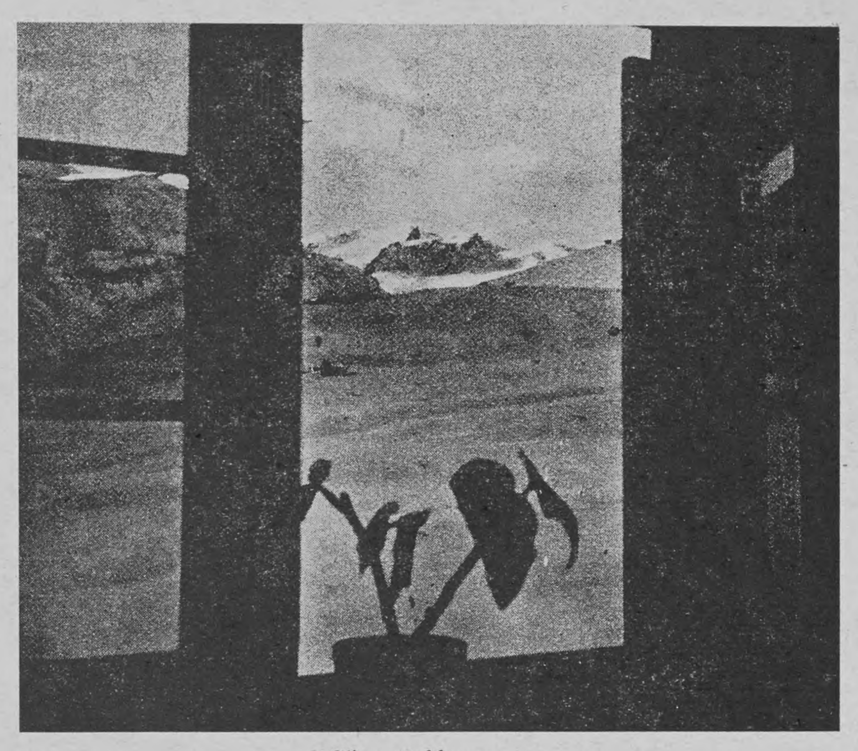
Spott zu treiben und dazu euren alten Pfarrer zum besten zu haben?"

„Aber Hochwürden, es ist doch ein Wunder geschehen!" ereiferte Badertoni.

Da griff Schladerhannes, der bis dahin ganz still dabeigestanden hatte, ein und mühte sich nach Kräften, den ganzen Hergang des heiligen Geschehens zu erzählen.

Der Pfarrer wollte ihm mehrfach entrüstet ins Wort fallen. Doch Schladerhannes schien es in seinem Eifer gar nicht zu bemerken, und so blieb jedesmal dem hochwürdigen Herrn im Augenblick nichts anderes übrig, als seine vergeblichen Ansätze in einem hilflosen trockenen Hüsteln wieder zu ersticken.

Als aber Schladerhannes endlich mit einem nachdrücklichen: „Ja, so haben wir es selbst mit eigenen Augen gesehen, und es ist ein gewaltiges Wunder!" seinen Bericht schloß, war es dem Pfarrer doch zu viel geworden. „Ihr sollet euch wahrhaftig schämen!" tadelte er und stieg die Treppe wieder hinauf.



Adventsblume

Badertoni waren fast die Tränen nahe vor Enttäuschung.

Auch Schladerhannes schüttelte traurig den Kopf. „Man glaubt uns nicht."

Ganz leise, als ob sie etwas gestohlen hätten, schlichen sie sich wieder in die Nacht hinaus, um von neuem Rat zu halten.

„Ich hab's!" sagte plötzlich Schladerhannes. „Rindviecher sind wir, daß wir nicht eher darauf gekommen sind! Ganz große Rindviecher! Zum Lettbuchner werden wir gehen. Das ist doch das Natürlichste! . . . Und ich selbst werd's ihm sagen," fügte er noch hinzu, als er die Ablehnung auf den Gesichtern der andern las.

Darauf waren sie's denn, wenn auch ein wenig zögernd, einverstanden. Und so setzten sie sich in doppelt feierlicher Würde, gleichsam, als ob sie die Einbuße daran, die sie beim Pfarrer erlitten hatten, wieder wettmachen wollten, in Bewegung, um sich zum anderen Ende des Dorfes zu begeben.

Die Lettbuchnerbäuerin lag schon seit Jahren unter der Erde, und so war es die Obermagd, die den dreien verwundert die Tür öffnete. „Was gibt's so spät?"

„Wichtige Botschaft, gute Botschaft," nahm gleich Schladerhannes das Wort.

‚Himmlische Botschaft,' hätte er sagen müssen, verbesserte Badertoni im stillen.

„Ruft uns den Bauern, wir müssen ihn sprechen," fuhr Schladerhannes gewichtig fort und ließ sich dabei anmerken, daß es sich um keine Kleinigkeit handelte.

Der Bauer ließ auch wahrhaftig nicht längere Weile auf sich warten, als Schladerhannes deren gerade bedurfte, um all die köstlichen Düfte von Gansbraten, Rotkohl, Bratäpfeln, Lebkuchen und sonstigem Gebackenen, samt einem Rüchlein Lichterwachs deutlich unterscheidend wahrzunehmen.

Als der Bauer heraustrat, begann Schladerhannes sogleich: „Lettbuchner, wir haben dir eine große Botschaft zu bringen. Maria hat heut ein Kindlein geboren!"

„Das hab ich warhaftig schon in der Schule gelernt," gab der Lettbuchner lachend zurück.

„Ja aber die Anna . . ."

Sofort verfinsterten sich die Züge des Bauern.

Schladerhannes holte noch einmal zur Stärkung tief Atem. „Ja, aber die Anna ist die Mutter Maria. Und wir haben es selbst gesehen, das Christkindlein, und es war ein großes Wunder mit Engelsgesang und Musik und lauter himmlischem Licht."

„Und Glocken!" fügte Badertoni hinzu.

Nun war es heraus.

Eine ganze Weile stand der Lettbuchner reglos und tat keinen Laut. Ganz still war's. Und die Hirten vermeinten, einer des anderen Herzklopfen zu hören.

„Wart ihr erhoben?" kam es schließlich mit ganz gelegter Stimme.

„Grad so, wie du uns siehst, sind wir heruntergekommen." Und Schladerhannes, wohl fühlend, daß die größte Gefahr vorbei war, richtete sich etwas höher auf.

Wieder schwieg der Lettbuchner eine schier endlose Weile. Die Hirten wagten kaum mehr zu atmen, um nur ja nicht die sichtbare Wirkung des Wunders auf ihn zu stören.

„Erzählt mehr," stieß der endlich

mit einem merkbaren Zittern in der Stimme hervor.

Da hub Schladerhannes abermals zu erzählen an: wie es begonnen hatte mit dem Lichtschein und wie sie ihm erst furchtsam gefolgt waren und was sich dann auf einmal Wunderbares vor ihren Augen zugetragen hatte. Er war selbst ganz erstaunt über die Sprache, die ihm kam. Und wie er so mit wachsender Liebe weiter darstellte und es mit leuchtenden Farben ausmalte, daß es sich fast so reich machte wie ein herrliches Altargemälde, mit viel Blau und Rot und Silber — und sie selbst waren mitten darinnen, deutlich zu sehen, einfältig und fromm und ganz verklärt vom Lichtglanz des heiligen Kindleins und Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen — da waren denn auch Grindt-Andl und Badertoni wieder so ergriffen, daß sie vor lauter Feierlichkeit die Augen schlossen und zu jedem Satze ganz selig mit dem Kopf nickten.

Als er schließlich bei dem Hafersüppchen angelangt war, wandt sich der Lettbuchner plötzlich um — mit einem Satz war er in der Küche drin. „Theres, einpacken, die Äpfel und Pfefferkuchen — schnell, und — und Honigkuchen und Schmalzgebackenes nicht vergessen! Theres, wo bist du denn!?"

Da konnte Badertoni nicht mehr anders, und eine paar dicke Tränen rannten ihm durch die Stoppeln vor stolzer Glückseligkeit.

Und noch war kaum ein Viertelstündchen vergangen, da waren sie bereits, und diesmal zu viert, wieder auf dem Wege zur Schlehhütte. Grindt-Andl tapfte voraus, und Schladerhannes trug behutsam den großen Korb im Arm. Der Lettbuchner trieb mächtig an und konnte es gar nicht schnell genug bekommen, so daß Badertoni kaum folgen konnte.

Schladerhannes schwitzte bald gewaltig unter seiner schweren Last, doch nicht ohne wohlig zu erwägen, was von all den Köstlichkeiten oben für ihn abfallen möge. Besonders die frischen Krapfen hatten es ihm angetan, und wie zur Quälerei kam ihm ihr süßer Schmalzgeruch nicht aus der Nase.

Kein Sterbenswörtchen wurde auf dem ganzen Wege gesprochen.

Als sie oben am Waldsaum in die Schlucht einbogen, fanden sie die Hütte nun in friedlichem Dunkel liegen. Grindt-Andl leuchtete sich mit der Laterne zur Türe, und als die anderen ganz dicht bei ihm standen, der Lettbuchner in der Mitte, hob er die Laterne in Augenhöhe, daß ihre Gesichter erhellt und deutlich kenntlich waren, um Joseph, wenn er öffnen würde, nur ja keinen Schrecken anzutun. Dann erst klopfte er leise an. Der Lettbuchner vermochte es kaum mehr auszuhalten.

Alsbald hörte man schon ein Rascheln drin, und dann vernahmen sie Josephs Stimme wie aus tiefem heiligem Schlafe kommend: „Ist jemand dort?"

„Ach, verzeiht nur," antwortete Grindt-Andl recht gedämpft, „die drei Hirten sind's. Und die bringen hohen Besuch."

Da öffnete sich die Tür. Drinnen flackerte einzig am Fuße des Christkindkörbchens ein fast niedergebranntes Talglicht.

Alle vier späten sie nun, wieder in großer Beklommenheit, herein.

Grindt-Andl hielt jetzt die Laterne gerade neben des Lettbuchners Gesicht. Den aber litt es nicht länger mehr. Erst saß noch ein heftiges Würgen in seinem Hals. „Anna!" kam es dann ganz heiser über seine Lippen. Und schon kniete der Stolze Lettbuchner und umarmte sein Kind.

Ganz still waren auch die Hirten wieder eingetreten, hatten die Laterne behutsam aufs Fenstersims gestellt, und dann bemühte sich ein je-

Jährlich 365 Tage!

Nicht eben leicht finden sich die Menschen zumeist mit der Weisheit des Buches Job ab, daß die Zahl ihrer Tage bei Gott ist, und daß es nicht in ihrer Macht steht, die ihnen dadurch gesetzten Grenzen zu überschreiten. Auch dem Schneider in einem alten Märchen, das aus Österreich stammt und in fast allen deutschen Gauen verbreitet ist, paßte das nicht, und deshalb versuchte er, sich selbst und anderen blauen Dunst über die unbegrenzten Möglichkeiten vorzumachen, die er auf seiner Erdenwanderung zu haben glaubte. Um sie recht auszunutzen, nahm er bei einem Riesen Dienste an, aber als er fragte: „Was bekomme ich für einen Sold?", antwortete der: „Jährlich 365 Tage, und ist es ein Schaltjahr, einen mehr!" — Das Schneiderlein tat so, als ob ihm das recht sei, aber heimlich dachte der eitle Prahlhans, daß er im Laufe der Zeit auf Grund seiner gewaltigen Leistungen wohl mehr aus dem Riesen herausschlagen werde.

Nun heißt ihn der Riese, wie das Märchen erzählt, einen Krug Wasser holen. — „Ei, warum nicht lieber den Brunnen samt der Quelle?" sagt der großsprecherische Schneider und zieht los, um einen Krug Wasser heimzubringen. Ganz ähnlich geht es hernach mit dem Brennholz, das er im Walde schlagen, und mit dem Wildschwein, das er erlegen soll. Er will den ganzen Wald umhauen und gleich tausen Schweine mit einem einzigen Schuß umbringen, aber es bleibt stets dabei, daß er den Auftrag des Riesen recht und schlecht ausführt. Der Riese wird der sinnlosen Prahlerei bald überdrüssig, und er schnellt das winzige Schneiderlein auf einer Weidengerte in die Luft, aus der es, wie das Märchen wissen will, bis zum heutigen Tag nicht wieder heruntergekommen ist. —

So geht es wohl allen Erdenwanderern, die mit der ihnen von Gott gesetzten Zeit nicht zufrieden sind, sondern es aus eigener Machtvollkommenheit „weiterbringen" möchten. Sie verlieren sich in dem blauen Dunst, den sie sich selbst vormachen. Seien wir deshalb zufrieden mit dem uns zugesagten „Sold". Er besteht in „Jährlich 365 Tagen, und ist es ein Schaltjahr, einen mehr!"



Frank Walliser, Calgary

Weihnachten möchte sie es Vater und Mutter vorspielen

der dem anderen den Rücken zuzukehren, um die eigene Rührung zu verbergen. Auch Joseph hatte es heftig gepackt, seine Schultern bebten.

„Vater!" klang endlich Marias Stimme auf, als der ihr Gesicht einen Augenblick freigab, „nun ist es rechte Weihnacht! Und schau dir nur erst 's Kindlein an!"

Rasch nahm Badertoni die Laterne wieder vom Fenster und hielt sie über das Kopfende des Körbchens.

Schwer fiel es dem Lettbuchner, von seinem Kind zu lassen. Ein wenig steif und umständlich erhob er sich und trat leise, mit großer Scheu heran. Als er aber ein Weilchen das Christkindl angeschaut hatte, wie es im sanften Schein der Laterne so winzig dalag und süß und selig schlief, da liefen ihm helle Tränen die bärtigen Wangen herunter.

Ganz glücklich nahm es die Anna wahr. „Komm Franz," sagte sie leise und, während sie dann ihren Vater recht flehentlich anblickte, „nun gebt euch beide die Hand!"

Nur einen Augenblick zögerte der Lettbuchner noch. Aber dann war das Glück beschlossen, und Badertoni, strahlend über das ganze Gesicht, konnte seine Laterne wieder aufs Fenstersims stellen.

Jetzt endlich war die Reihe an Schladerhannes mit dem schweren Korb. Grindt-Andl half ihm beim Auspacken. Ach, was kam da nicht alles zum Vorschein! Außer all dem Herrlichen, was der Lettbuchner die Theres geheißen, Pasteten, ein Hühnchen, zwei Täubchen, Eingemachtes und selbstbereitetes Zwetschgenmus, ja sogar ein gemahlener Kaffe nebst sechs Tassen, von den großen, blaugeblümten. Und als zu guter letzt der Lettbuchner für die Mutter Maria noch eine Flasche alten, selbstgekelterten Brombeerweines, davon sie als Kind schon immer so gern genascht hatte, aus der Tasche zog, da gab es des Staunens und der Freude kein End.

Wie sie dann aber alle zusammen gegessen und getrunken und manches Mal vor lauter Glück und Fröhlichkeit sogar das Lachen mit dem Weinen verwechselt haben, davon wär' noch viel zu erzählen. Und als schließlich Schladerhannes den letzten, übergebliebenen Krapfen noch verstohlen in die Tasche stecken wollte, und er ihm dabei mitten in seine Tasse fiel, daß der gute Kaffe hoch aufspritzte, da gab es ein richtiges Gelächter, davon das Kindlein fast aufgewacht wäre. Badertoni geriet ganz außer sich vor Sorge und beugte sich ängstlich darüber. Doch es schlief seinen seligen Schlaf weiter.

Dann fielen langsam über einem glücklichen Lächeln der Mutter Maria die Augen zu. Und endlich kam auch Joseph und den Lettbuchner eine große Müdigkeit an, daß sie einnickten.

Die Hirten aber wachten die ganze Nacht bis zum Morgen.

Der Pfarrer glaubte schließlich selbst an das Weihnachtswunder, als der Lettbuchner nachher die Anna **und den Mann brachte, daß er sie zu christlichen Eheleuten mache.**

Missionswerk des Marienboten

I

Tod eines Missionars

Am 13. November 1944, nachmittags um vier Uhr, wurde in Halle an der Saale der Oblatenpater Friederich Lorenz geköpft. Die Enthauptung fand im Gefängnishofe statt. Die Ursache dieser gerichtlich vollzogenen Todesstrafe wurde in der Hauptverhandlung von einem der fünf Richter in folgende Worte gefaßt: „Die Angeklagten (Pater Friederich Lorenz O.M.J., Prälat Dr. Lampert und Kaplan Simoleit) sind keine Verbrecher; ihre Tragik ist, daß sie katholische Priester sind."

Die Urteilsverkündigung erfolgte am 28. Juli 1944. Das Richterkollegium war an diesem Tage jedoch nicht vollständig zugegen: Es fehlte der Vorsitzende, Generalstabsrichter Lüben, der die Verhandlungen leitete und dem die Aufgabe oblag, das Urteil zu verkündigen.

Generalstabsrichter Lüben nahm sich in der Nacht vor der Urteilsverkündigung das Leben. Möge Gott seiner Seele gnädig sein!

Unter den Papieren des hingerichteten deutschen Oblatenpatres fand man folgendes Dokument:

Mein Testament.

Es geschehe der heilige Wille Gottes! Er wollte, daß ich nicht länger als 48 Jahre leben, nicht länger als 20 Jahre Priester sein sollte. Ich empfele meine Seele der Barmherzigkeit, Güte und Liebe Gottes. Meinen Leib übergebe ich der Erde, von der er genommen ist. Blut ist geflossen am Kreuze, Blut fließt auf unseren Altären als Erneuerung des Kreuzesopfers. Mit diesem Blut vereinige ich mein Tröpflein Blut zur Anbetung, Ehre und Verherrlichung Gottes, dem ich gedient habe; zum Danke für alle Gnaden und Wohltaten, die ich empfangen habe, besonders für die Gnade der Geburt, der hl. Taufe, der ersten hl. Kommunion, der Oblation und der hl. Priesterweihe; zur Sühne für meine Sünden und die Sünden der ganzen Welt, besonders für jene, die ich nicht verhindert, oder an denen ich gar schuldig bin; zur Bitte um Gnade für mich und alle, die mir lieb und teuer sind. Ich sterbe als katholischer Priester und als Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. Gelobt sei Jesus Christus und die Unbefleckte Jungfrau Maria. Amen.

P. Friedrich Lorenz O.M.J.
Halle an der Saale, den 13. Nov. 1944 um 16 Uhr.

Mit diesen Worten im Herzen legte Pater Lorenz O.M.J. sein Haupt unter das Fallbeil. Das Gericht veröffentlichte, er sei folgender Vergehen angeklagt und zum Tode verurteilt worden: 1. Vergehen gegen das Rundfunkgesetz. 2. Zersetzung der Wehrkraft. 3. Feindesbegünstigung.

Die erste Anklage gestand Pater Lorenz ein. Er hatte dem englischen Radioprogramm zugehört. Die zwei weiteren Anklagen verneinte er. Sie konnten ihm auch nicht nachgewiesen werden. Die Gestapo stützte sich jedoch auf die Berichte eines gewissen Herrn Hagen, dessen Aufgabe es war, sich als guten Katholiken auszugeben, sich mit Priestern zu befreunden und sie viel zu besuchen, um mit ihnen in politischen Gedankenaustausch zu kommen. Dieser „Gedankenaustausch" wurde gewissenhaft aufnotiert und täglich der Gestapo übergeben. Weitere Anklagen: Pater Lorenz habe polnischen Priestern geholfen, als er, als Armeekaplan der Wehrmacht, den polnischen Feldzug mitmachte. Weiter habe er, gemäß der Aussage eines Franzosen, sich „undeutsch" über die Regierung ausgedrückt.

Wir haben nicht im Sinn, die Gerichtsverhandlung zu beschreiben oder vom geschehenen Unrecht zu reden. Möge der Herr der Himmel darüber richten. Den Hauptwert unseres Berichtes legen wir auf das Testament des hingerichteten Oblatenmissionars. Dieser Bericht hat zwar nichts in direkter Weise mit unserem Missionswerk gemeinsam, er gibt uns aber einen ergreifenden Einblick in die gottdurchdrungene Seele eines Missionars. Aus den schriftlichen Hinterlassenschaften vieler unserer Oblaten, die auf dem Missionsfelde gestorben, können wir ähnliche Testamente aufweisen.

Ist es nicht der Sache wert, für den Missionsverein als Mitglied zu beten und zu opfern, um dem Herrn derartige Priester an den Altar und ins Missionsfeld zu stellen? Ist unser Gebet für Missionen und Missionare, und sind unsere Opfer für sie zu hoch, wenn wir derartige Früchte aufweisen können, wie das Testament des hingerichteten Pater Lorenz O.M.J. es zeigt?

Wahrlich, wir können nie genügend Missionare von solchem Geiste haben. Vergessen wir aber nicht: Der Herr beruft zum Missionsamt, wir aber müssen von Ihm erbitten, daß er auch jeden Beruf zum Altare und mit Seiner Gnade zur Heiligkeit führt. Heiligmäßige Priester können Wunder des Segens wirken. Beten wir und opfern wir für sie.

Im Marianischen Missionsverein hat jeder Katholik Gelegenheit an der Erziehung von Missionaren teilzunehmen. Werden wir Mitglied. Es wird uns dieses nie gereuen.

II

Unsere Marienbotenhelfer.

Rückgrat einer jeden Zeitschrift und eines jeden Missionswerkes sind die Beförderer oder Agenten, die im Namen der Zeitschrift überall arbeiten. Ihre Hauptaufgabe liegt darin, daß sie Lesergelder einsammeln und neue Leser werben. Sie nehmen auch Beschwerden an und benachrichtigen die Redaktion über jeden Wohnortswechsel der Leser.

Wieviel Arbeit und Gelaufe, Gebitte und Gebettel damit verbunden ist, weiß nur der Agent selbst. Seine Arbeit ist dankbar, und sie ist vielerorts auch sehr undankbar. In der Prärie zum Beispiel, wo der Agent sich auf den Schlitten setzt, um jeden Leser zu besuchen, wo er bei manchen freundlich aufgenommen, bei anderen wieder sehr unfreundlich empfangen wird, so daß er manchmal es vorzieht, lieber zwei Meilen weiter durch Kälte und Nacht bis zur nächsten Farm zu reisen, als bei unfreundlichen Leuten zu übernachten. Oder in den Städten, wo der Agent von Straße zu Straße läuft, treppauf treppab, um seine Lesergruppe oder neue Leser zu finden.

Gott sei Dank wird uns immer wieder berichtet, daß fast alle unserer Leute, die von unseren Agenten besucht werden, größte Gastfreundschaft zeigen, so wie es unter uns schon immer Sitte war.

Allen unseren treuen Agenten wünschen wir heute schon ein frohes Weihnachtsfest. Und unsere Leser bitten wir, ihnen so viel als nur möglich zu helfen.

In vielen Distrikten haben wir noch keine Vertreter. Wer wollte uns helfen? Schreiben Sie bitte an den Marienboten, falls Sie Agent werden möchten.

Folgende Herrn arbeiten seit langen Jahren bereits für uns:

A.J. Wanner — Vancouver, B.C., 656 Seymore Street.
Joseph Herbach — Mankota, Sask.
A. G. Holst — Billimum, Sask.
Mrs. L. Barthel — Barthel, Sask.
A. Young — Denzil, Sask.
John Schamber — Goodsoil, Sask.
John Boscoe — Lemberg, Sask.
Wendelin J. Stang — Macklin, Sask.
Magdalena Hager — Toronto, Ont., 7 d'Arcy Street.
Jos. Vermel — Millerdale, Sask.
Wendelin Schwab — Revenue, Sask.
John Frison — Tramping Lake, Sask.
J. C. Flaman — Vibank, Sask.
Ben. Meier — Wilkie, Sask.
Jos. J. Feser — Macklin, Sask.
F. Kratzer — Arbuthnot, Sask.
Jakob Simon Klein — Regina, Sask., 1869 Montreal Str.

Gott vergelte diesen treuen Männern ihre katholische Arbeit.

In die Häuser zwei unserer guten Agenten ist während der letzten Wochen das Unglück eingekehrt. Auf seiner Reise, die ihn diesen Herbst zu den Lesern seines Distriktes führen sollte, starb einer unserer besten Agenten plötzlich und unerwartet: Herr Matthias Fröhlich von Broadacres, Sask. Möge der Herr ihm die ewige Ruhe geben und ihm alles vergelten, was er im Dienste der katholischen Preße getan. Uns kam diese Nachricht wirklich überraschend. Kurz vorher schrieb uns Herr Fröhlich noch einen seiner interessanten Briefe. Der nächste Brief aus Broadacres benachrichtigte uns, daß Matthias nicht mehr unter uns weile.

Er wird uns fehlen, der gute Matthias. Er weilt jetzt aber in einer besseren Welt, wo es keine Trauer mehr gibt.

Wer möchte sein Amt übernehmen wollen? Wir brauchen jetzt jemanden aus Broadacres, der uns helfen würde, den Marienboten dort zu vertreten und zu verbreiten.

Unser Agent des Distriktes Cosine, Sask., Herr Joseph Feser, ist immer schon ein persönlicher Freund des Schriftleiters gewesen. Vor ein paar Wochen wurde sein Sohn tot aufgefunden. Ein Unglück beim Pflügen brachte ihn ums Leben. Joseph Feser trägt sehr schwer an diesem Unglück. Schließen wir ihn in unsere Gebete ein. Seit Jahren arbeitet er treu und eifrig für den Marienboten, er ist es wert, daß wir ihm nun mit unserem Beten und Trösten beistehen.

Der Familie Matth. Fröhlich aus Broadacres und der Familie Jos. Feser aus Macklin unser allerherzlichstes Beileid.

Du bist die Mutter . .

Tagaus, tagein erfüllst du deine Pflicht
Und trägst dazu oft auch noch unsre Lasten,
Und dennoch murrst du nie und klagst du nicht!
Du denkst als Letzte an ein kleines Rasten . . .
Du reichst uns deine hilfsbereite Hand,
Wenn wir mit unsern Alltagsnöten ringen;
Du knüpfst um uns der Mutterliebe Band,
Wenn uns ein Streit will auseinanderbringen.

Du tröstest uns in aller Herzensnot,
Mit jedem Kummer kann man zu dir eilen;
Du teilst mit uns das letzte Stücklein Brot,
Und jede Seelenwunde kannst du heilen . . .
Du bist die Mutter . . . alles birgt das Wort . . .
Die größte Liebe, Treue, Opferfülle!
Du bist den Kleinen Schutz, den Schwachen Hort;
In dir lebt Liebe nur und Helferwille!

Ludwig Imesch

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg.

von Joseph Spillman S.J.

Wolfgang wollte antworten; da trat die alte Regula ein. Sie breitete weißes Linnen über den Tisch und stellte für das Abendessen die blanken Teller zurecht. Agnes half ihr.

Nach dem Abendessen kamen die Eingeladenen, Junker Frei, den wir schon kennen, und zwei andre junge Patrizier, ein Escher und ein Lavater, die mit Wolfgang die Großmünsterschule besucht hatten. Der Becher kreiste fröhlich, und der perlende Neftenbacher, den Edlibach dem scheidenden Wolfgang zu Ehren aus dem Keller holen ließ, machte gesprächig. Die jungen Züricher redeten viel und hitzig vom „lautern Gotteswort", vom „papistischen Unrat", von den „bundesbrüchtigen Kantonen"; aber der Jüngling hörte lange nicht alles — sein Geist war anderswo. Die Wächter verkündeten die zehnte Stunde. Edlibach erhob sich und brachte Wolfgang den Scheidetrunk. Die Becher klangen, man schüttelte sich die Hand, und der Jüngling hatte das Versprechen gegeben, in politischen Angelegenheiten treu mit Zürich zu gehen; denn nur so möge dem Unheile gesteuert werden, das über die Schweiz heraufziehe. Dann gingen die Gäste.

In derselben Nacht hörte Wolfgang jede Stunde vom Großmünsterturm herab schlagen. Es war ihm eigentümlich zu Mute. Das Gespräch mit Edlibach, die Worte von Agnes, der Abschied von den Schulgenossen, die Heimkehr zu den Seinen — alles ging Bild vor Bild an seiner Seele vorüber und verscheuchte den Schlummer von seinen Augen. Er fühlte, daß er an einem Wendpunkt seines Lebens angekommen sei — oder hatte er ihn bereits überschritten?

Der volle Mond schien hell in sein freundliches Schlafzimmer und zeichnete die runden Butzenscheiben auf Wand und Fußboden. Mitten im Fenster war ein altes, schönes Glasgemälde eingefügt, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskindlein auf dem Arm. Wolfgang hatte es gerettet, als vor ein paar Jahren von Rats wegen die Bilder in den Kirchen zerbrochen wurden. Jetzt kam es dem Jünglinge vor, das vom Mondlichte blaß erhellte Bild schaue ihn gar ernst und wehmütig an. „Heilige Maria", sagte er unwillkürlich, „nicht dich versprach ich zu verlassen." Nach einiger Zeit stand er auf, öffnete das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ein leiser Luftzug spielte mit seinen Locken und kühlte seine glühenden Wangen. Alles war still; er hörte deutlich das Rauschen des Brunnens drunten im Hofe. Da schlug es Mitternacht. Die Schläge der Uhr zogen seinen Blick auf das nahe Münster hin. Majestätisch stand der herrliche Bau vor ihm mit seinen zum Himmel strebenden Formen, wie sie ein Gott liebendes Geschlecht erfand und voll Kraft und Ausdauer verwirklichte. Kaum war ein Menschenalter verflossen, seitdem unter dem großen Bürgermeister Hans Waldmann das Einfügen der letzten Steine die Türme zum Abschlusse gebracht hatte. Wie vieles war seither verändert! Der Jüngling dachte daran, als er seinen Blick auf dem Baue ruhen ließ und hoch oben am Turme die Riesengestalt Karls des Großen, des Stifters, in Stein gemeißelt, sitzen sah. Ernst und groß schaute der Kaiser herab, und das goldene Schwert quer über seinen Knien blinkte im Mondlicht. Eine alte Sage kam ihm in den Sinn, gemäß welcher der Held dereinst, wenn das Maß der Ungerechtigkeit voll sei, mit gezücktem Schwerte zur Rache herabsteigen werde. Wolfgang fragte sich, ob jene Stunde noch fern sei, und es kam ihm der Gedanke, ob nicht auch er im Begriffe stehe, sich der Schuld Zürichs teilhaftig zu machen. „Nein", antwortete er sich, „mit ihrem Glauben will ich nichts zu schaffen haben."

Dann schweifte sein Blick über die rasch dahineilende Limmat, über den düstern „Wellenberg", den trotzigen Gefängnisturm, der sich aus ihren Fluten erhob, und ruhte endlich auf dem mondbeglänzten See. Dort war er vor einer Woche mit Agnes und Edlibach im Kahne gefahren, und das Mädchen hatte wundervoll alte Volksweisen zur Laute gesungen. In Gedanken versunken schaute der Jüngling lange dorthin; erst da die Wächter zwei Uhr verkündeten, legte er sich zur Ruhe.

Als die Morgendämmerung bereits anbrach, fiel er endlich in einen kurzen, unruhigen Schlummer. Die Eindrücke, welche er soeben empfangen, verwoben sich zu einem seltsamen Traume. Es schien dem Jüngling, als fahre er wieder mit Agnes im Kahne; aber noch viel Volk, darunter Edlibach und Frei, waren in kriegerischer Rüstung mit im Schiffe; Fahnen flogen und Waffen blitzten. Da war ihm mit einem Male, als käme der steinerne Karl über die Wasser dahergeschritten mit drohend erhobenem Schwerte. Und sie kämpften gegen ihn; aber der Recke zerschmetterte mit dem ersten Streiche den Kahn, und alle waren am Vertrinken. Agnes hatte sich an Wolfgang festgeklammert und zog ihn in die Tiefe. Da stand plötzlich, er wußte nicht wie, das Muttergottesbild seines Fensters, seine Schwester Hedwig an der Hand,

zur Stelle, und letztere reichte ihm einen schönen Kranz weißer Rosen mit den Worten: „Komm, wir wollen ihn der lieben Mutter Gottes von Einsiedeln bringen! In diesem Augenblicke wurde der Jüngling durch lautes Pochen an die Türe geweckt.

Es war die alte Regula, die ihn mahnte, die Sonne steige bereits hinter den Bergen herauf. Rasch warf sich Wolfgang in seine Kleider und eilte hinab in die Familienstube, wo ihn Edlibach und seine Tochter bereits erwarteten. Der Abschied war kurz, aber herzlich, wenigstens von seiten der jungen Leute. Agnes gab Wolfgang auch noch vielliebe Grüße mit an seine Schwester Hedwig. Dann drückte man sich die Hand, es hieß „Behüt' Gott" und „Auf Wiedersehen", und der Jüngling schwang sich in den Sattel.

Die Leute schauten ihm nach, wie er so leicht und frisch von dannen ritt in seinem blauen, knapp anliegenden Wamse mit den weißen Schlitzen, das Barett mit der nickenden Feder auf den braunen Locken. Als er am Helmhause vorüberkam, konnte er nicht umhin, sein Auge zum Münsterturme zu erheben und den steinernen Karl zu betrachten. Von der Morgensonne verklärt, schaute die Riesengestalt majestätisch herab auf das Treiben einer traurigen Zeit; das Schwert flammte wie brennendes Feuer. Nachdenklich ritt der Jüngling über die große Limmatbrücke und zur Siehlpforte hinaus dem Albisberge zu.

Als er die Höhe erreicht hatte, band er sein Rößlein an eine Buche und setzte sich am Waldessaume in den Schatten einer Haselstaude. Von da aus bot sich dem Auge nach Nord, West und Ost ein wunderbarer Fernblick. Tief unten lag der liebliche blaue Zürichsee mit seinem frischgrünen Kranze von Weinbergen, aus welchem Weiler und volkreiche Flecken mit ihren weißen Häusern und schlanken Kirchtürmen hervorlugten. Wolfgang aber schaute nur auf einen Punkt, auf die stolzen Türme und Zinnen von Zürich. Lange ruhte sein Auge auf dieser Stadt, die seinem Herzen so teuer geworden; dann raffte er sich auf und sagte:

„Agnes muß mein Weib werden um jeden Preis!"

„Auch um den Preis meines Glaubens?" fragte sein Gewissen.

„Nein, nein!"— „Aber darum wird es sich auch nicht handeln", suchte er sich zu beruhigen.

3.

Auf abschüssiger Bahn.

Wolfgang weilte nun seit einigen Tagen wieder im Vaterhause. Seine Schwester Hedwig hatte ihn mit herzlicher Freude empfangen. Wie es oft unter Geschwistern zu gehen pflegt, waren auch ihre Herzen um so inniger verbunden, je seltener es ihnen gestattet war, unter demselben Dache zusammen zu leben. Und namentlich jetzt, da Hedwig mit dem feinen Gefühle einer Schwester ahnte, wie nötig es sei, das Herz des Bruders durch die stärksten Bande an das Vaterhaus zu knüpfen, überhäufte sie Wolfgang mit Beweisen ihrer Liebe. Sie tat dies um so mehr, als ihr eine gewaltige Veränderung ihres Bruders auffiel. Sein sonst so fröhliches und heiteres Wesen war einem beinahe trüben Ernste gewichen. Wie sollte sie das deuten? Eines tröstete Hedwig: er betete noch mit ihr alle Abende vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes — seinen Glauben hatte er also nicht verloren!

Der Vater weilte die ersten Tage nicht zu Hause; er war im Auftrage des Rates auf eine Tagsatzung nach Luzern geritten. Plötzlich kam er an und grüßte kurz seinen Sohn: „Ah, Wolfgang! Gut, das du da bist. Der Züricher Ketzer hat es nun wirklich so weit gebracht, daß der Krieg kaum mehr zu vermeiden sein wird. Heute hat Hans Edlibach im Auftrage des Rates von Zürich das Kloster Muri besetzt — so weit ist es mit dem Manne gekommen! — und morgen stehen wohl die Banner von Bern und Zürich an unserer Grenze. Waffne dich! Du mußt heute noch mit unserem Aufgebote gen Kappel!" Mit diesen Worten eilte er fort auf das Rathaus.

Eine Stunde später liefen die Weibel und Stadtknechte von Haus zu Haus und brachten den Befehl des Rates, daß sich bei Leib und Leben alle waffenpflichtigen Männer beim Vesperläuten auf dem Platze unter der Linde zu versammeln hätten. Was wollte Wolfgang tun? Die Kunde vom Ausbruche der Feindseligkeiten war so unerwartet rasch gekommen, daß er in diesem Augenblicke unmöglich den Vater zum Frieden stimmen konnte. Er beschloß also, seinem Befehle vorderhand zu entsprechen und sich zu waffnen. „Im Lager", dachte er, „wird sich wohl Gelegenheit finden, nach der Meinung Edlibachs zu wirken."

So zog er denn mit dem Stadtfähnlein aus. Tags darauf, es war am zehnten des Brachmonats, traf auch das Hauptbanner an der Züricher Grenze ein, zugleich mit den Bannern von Uri und Schwyz, und es würde wohl an diesem Tage zur Schlacht gekommen sein, wenn es nach dem Wunsche des Züricher Reformators gegangen hätte, welcher hoch zu Pferde, eine Hellebarde auf der Schulter, mit den Seinen ausgezogen war. Aber es gelang dem Glarner Landammann Übli, zu vermitteln, und mit Not kam auf den Tagen zu Aarau und Steinhausen der „Landfriede" zu stande, worin sich die katholischen Kantone verpflichteten, das Bündnis mit König Ferdinand aufzugeben.

Wer war über diesen Ausgang erfreuter als Wolfgang? Er hatte mit seinem Vater gesprochen und ihm gesagt: „Gebt um Gottes Willen diesen Bund mit Österreich auf! Zürich duldet es nicht, und seine mit Bern verbundene Macht wird die kleinen Kantone zermalmen. Es handelt sich ja nicht um unsern Glauben; es handelt sich einzig um dieses Bündnis mit Ferdinand."

„Es handelt sich wohl um den Glauben", hatte ihm der Vater kopfschüttelnd erwidert; „der Bundesbrief mit Ferdinand ist nur ein Vorwand, um das Gehässige des lange gewollten Bürgerkrieges auf die Anhänger des alten Glaubens zu wälzen. Doch sei es, wir wollen ihnen auch diesen Vorwand entwinden."

„Gott sei Dank!" hatte Wolfgang unwillkürlich gerufen. Da schaute ihm der Vater mit seinen klaren, durchdringenden Blicke scharf in die Augen und sagte: „Du schwärmst ja ganz für Zürich. Du hast mir zwar vor wenigen Tagen deine treue Anhänglichkeit an den alten Glauben beteuert, und ich glaube deinem Worte.

Aber", fügte er mit erhobenem Finger bei, „nimm dich in acht! Ich kenne das Band, das sie dir um dein argloses Herz geschlungen." Und als Kolin sah, wie Wolfgang errötete, sprach er mit Nachdruck: „Mein Sohn wird niemals einer Zwinglianerin seine Hand geben, und wäre es auch Edlibachs Tochter."

Damit hatte er den Jüngling seinen Gedanken überlassen.

Inzwischen war der Friede geschlossen und besiegelt, und die Heere wurden entlassen.

Wolfgang kehrte heim und sollte nun das Geschäft des Vaters übernehmen. In der Schweiz waren damals Staatsmänner von Beruf etwas Unbekanntes; sie alle bebauten das Erbe der Väter oder pflogen eines Handwerkes, und erst bei vorgerücktem Alter übertrug die Gemeinde den geachtetsten und geehrtesten Männern Amt und Würde. Auch dann nahmen bei der Einfachheit des Regimentes die öffentlichen Geschäfte in ruhigen Zeitläufen wenig Mühe in Anspruch. So hatte auch Kolin von seinem Vater eine Tuchhandlung ererbt und durch seine Verbindung mit lombardischen und venezianischen Kaufleuten bedeutend erweitert. Bisher hatte er sie mit Lust und Liebe selbst geleitet: jetzt dachte er seine Kraft der bedrängten Lage des Vaterlandes zu widmen und überließ daher die Handelsgeschäfte seinem Sohne. Wolfgang ging mit Eifer an die Arbeit. Er dachte: „Wenn ich die Liebe meines Vaters in vollem Maße gewonnen habe, so wird er meinem Glücke nicht im Wege sein können."

Der Sommer war vorüber und der Herbst mit seiner Fülle gekommen. Drüben am Züricher See feierten sie die frohen Tage der Traubenlese. Da kam eines Morgens der alte Peter, der Zürichbote, und brachte ein kleines Brieschen an Wolfgang. Als dieser die Aufschrift las, wurde er so verwirrt, daß er ganz vergaß, dem Boten seinen Lohn zu geben.

„He", sagte der Peter, „ich dächte doch, das Brieschen wäre des Botenpfennigs wohl wert."

„Habe ich Euch noch nichts gegeben? — Hier!" Der Jüngling griff das erste beste Stück aus seinem Beutel hervor.

„Oho! Ein Sechsbätzner, so wahr ich der Zürichbote bin.", rief der Alte. „Nun, ich danke dem jungen Herrn! Wußte ja, daß das Brieschen eines so schönen und reichen Jungfräuleins willkommen sei — werde wohl morgen eine Antwort mit nach Zürich hinüber nehmen?"

„Gewiß, Peter, sprecht morgen vor", sagte Wolfgang.

Der Brief war wirklich von Agnes Edlibach; sie zeigte ihm an, auf Montag vor Sankt Galli sei in des Vaters Weinbergen bei Adligenswyl Traubenlese, und wie sie hoffe, daß ihr „alter Jugendgesell, auch viellieber Bruder und Gespiele", auf gemeldeten Tag bei ihnen vorsprechen werde. Dem Jüngling lief es heiß durch die Adern. Wohl ein Dutzend Mal durchlas er die wenigen Zeilen; dann faltete er das Papier, schob es in die Brusttasche und stürmte die Treppe hinauf zur Stube, wo der Vater eben mit dem Lesen wichtiger Aktenstücke beschäftigt war.

„Vater", rief er, die Türe aufreißend, „die Edlibach laden mich auf nächsten Montag zur Weinlese."

„Wer schreibt?" fragte der Bannerherr kühl.

„Agnes", erwiderte Wolfgang errötend.

Kolin erhob sich und machte, sichtbar erregt, einige Gänge durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte fest: „Wolfgang, du gehst nicht hin."

Wie ein Donnerschlag trafen die Worte den Jüngling. Mit Mühe sammelte er sich und wollte dem Vater antworten, obwohl ihm bekannt war, wie schwer derselbe zur Änderung eines einmal gefaßten Entschlusses vermocht werden konnte. Aber Kolin ließ seinen Sohn nicht zu Worten kommen. „Keinen Widerspruch!" rief er ihm zu. „Du weißt, was ich dir im Lager zu Kappel sagte: ich will keine Zwinglianerin zur Schwiegertochter, und wäre sie auch aus Edlibachs Hause. Und jetzt nun einmal gar nicht. Der Säckelmeister Edlibach ist falsch an mir gewesen, und ich fürchte, er ist auch falsch an dir."

„Vater, Ihr seid unbillig", sagte Wolfgang voll Unmut.

„Verblendeter Knabe!" erwiderte der Bannerherr.

„Edlibach ist ein Ehrenmann", fuhr der Jüngling heftig fort; „er meint es gut mit der Schweiz; er hat Euch einst das Leben gerettet —"

„Und jetzt hat er seinen Glauben verleugnet", unterbrach ihn der Vater scharf. „Wer Gott und seiner Kirche die Treue nicht hält, dem mag auch ich nicht mehr trauen. Jetzt kein Wort mehr — du gehst nicht nach Zürich!"

Glühend heiß schoß dem Jünglinge das Blut in das Antlitz, und Tränen traten ihm in das Auge. Aber ein Blick auf den Vater, der streng vor ihm stand, drängte das aufwallende Gefühl zurück und erstickte die Bitte, die ihm auf den Lippen schwebte. Zitternd vor Aufregung verließ er das Zimmer und stürmte an Hedwig vorüber die Treppe hinunter. Es trieb ihn hinaus ins Freie. Erst als er die Mauern des Städtchens hinter sich hatte und auf einsamem Pfade zwischen Haselhecken bergansteigend den schönen Buchenwald erreicht hatte, der heute noch den Abhang des Zugerberges großenteils bedeckt, wurde er ruhiger.

Es war ein sonniger Herbstnachmittag; die Landschaft lag mild und klar da; nur im äußersten Westen schwebte ein leichter blauer Duft über den Umrissen des Lindenberges und dem Tale der Reuß. Die Wälder prangten in den Farben des Herbstes; ein leichter Wind rauschte in den Kronen der Bäume und löste hin und wieder ein falbes Blatt von seinem Zweige. Zitternd fiel es nieder, und der Waldbach, der in kecken Sprüngen längs des Pfades von Felsblock zu Felsblock eilte, nahm es mit und trug es talwärts. Eichhörnchen spielten auf dem Waldboden, knupperten Buchnüsse und kletterten behende auf die Bäume, als die Schritte des Jünglings nahten. Er sah aber nichts von all der Schönheit und dem milden Frieden, der ihn umgab. Das Herz des Menschen gleicht den Alpenseen; nur wenn es ruhig ist, kann es die Bläue des Himmels und die Pracht der Natur widerspiegeln, nicht aber, wenn der Sturm der Leidenschaft es in seinen Tiefen aufwühlt.

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Mystici Corporis Christi

H. C. McGinnis

Those who ridicule the Catholic Church, claiming it went to seed in the Medieval Ages, should, before going too far out on the limb, note the timeliness with which papal encyclicals appear. Without delving far into history, they could see that when the evils accompanying the Industrial Age became rampant and the world's workers were sinking into degradation, Pope Leo XIII's **Rerum Novarum** became a guiding star to those seeking moral and economic justice. When the increasing perplexities of the same situation required more explicit solutions, Pius XI issued his **Quadragesimo Anno. Sapientiae Christianae**— The Chief Duties of Christians as Citizens, **Immortale Dei**—The Christian Constitution of States, **Graves de Communi**—Christian Democracy, and **Libertas Humana** —Human Liberty, all came from the hand of Leo XIII just when Socialism's pagan theories were tempting people to follow false prophets of human happiness. When divorces threatened to exceed marriages and the very foundations of society threatened to crumble from the impact of false doctrines concerning an alleged newly uncovered matrimonial freedom, a papal encyclical on Christian marriage appeared to set thinking people straight and reaffirm the ageless truth that the family is society's basic unit. An examination of other encyclicals would reveal to the scoffer that all of them have been most opportunely uttered and now the recent one by Pius XII, **Mystici Corporis Christi,** points the solution to mankind's most pressing current problem.

What has the doctrine of Christ's Mystical Body to do with a war which has most of the world swimming in blood? Everything! In the first place, had it been more widely accepted, the recent holocaust would not have occurred. Man would have perceived that he is much more than a political and economic creature, realizing instead his proper earthly purpose and future destiny. World peace and happiness do not lie in allegedly fool-proof political and economic formulas faithfully practiced, but in man's realization of the true purpose of his earthly existence. When individual man perceives his own part in the Mystical Body he becomes aware of the supernatural in his life and hence political and economic disputes retreat to their proper importance. Important causes of wars—secret treaties, backdoor agreements, international combines for exploitation, lying and unscrupulous diplomacy—would disappear. "Wherefore, put away lying, speak ye the truth every man with his neighbor; for we are members one of another." Faithfulness to the common good, not selfishness, would become society's motivating spirit, just as the individual

Vol. XV. December, 1946 No. 3

CONTENTS

Mystici Corporis Christi 30
H. C. McGinnis

Advent Prayer 31

The Origin of Christmas Cards 33

And Lead To Them — A Star 34
Blanche Yvonne Mosler

Good out of Evil 35

Is Santa Claus a Sandwich Man 37
C. Hughes, O.S.B.

Advent 38
Cora May Preble

Journey in December 39
Wilma West

The First Christmas Tree 40

Calvary at Tyburn 44
Walter Sullivan, O.S.B.

The Question Box

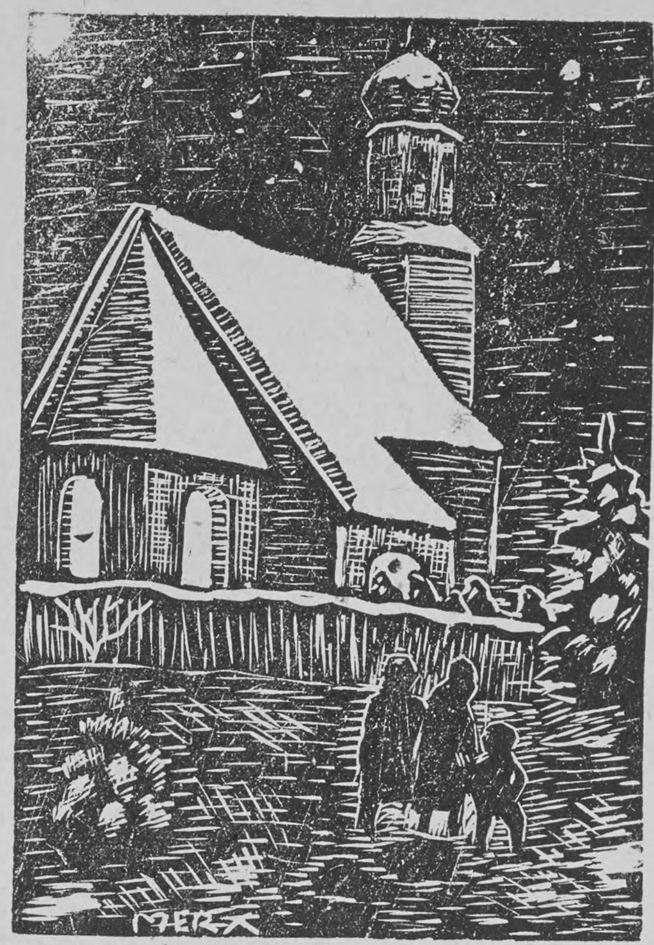
Have you Heard These? 48

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. **Subscription: $2.00 a year.**

members of the human body, while retaining their individuality, work to the body's common good.

But what might have been prevented is spilled milk. Despite that, the Pope's encyclical constitutes the world's most important current document. It eclipses the Atlantic Charter and the Four Freedoms. Neither can become operative without following the pattern of the Mystical Body. Both of these secular utterances are based on morality and true morality—not the secular brand which is merely civic virtue—is based upon spirituality. Although the encyclical is purely a religious discourse, its explanation of the Mystical Body furnishes a perfect outline for the world brotherhood which all decent thinking people are anxious to consummate as a guarantee against future catastrophic wars. It is the pattern to which United Nations statesmen should turn eagerly and unreservedly. While some few of those offering ideas as guides to world peace may e seekers after personal publicity and else heading organizations for personal profit, it must be admitted that the vast majority are wholly sincere, even when their suggestions sound altogether fantastic for present acceptance. However, examinations of such suggestions reveal that most of the fantasies derive from attempts to super-impose highly idealistic forms of society upon utterly pagan bases. In such cases the fault lies in a non-perception of mankind's true destiny.

The pattern of the Mystical Body would provide a sensible and workable ideal for political and economic world brotherhood and an understanding of it spiritual implications would solve the mysteries of troublesome secular relationships. For example, this doctrine solves the problem of equality which bedevils so many minds seeking after true justice. People seeking social reform usually have



Advent Prayer

L. F. Hyland

**We who are helpless, weak and weary-laden.
Wait for Thy coming, Savior, Son of Maiden,
Wrapped in the cloak of suffering You gave us,
Call to Thee, Lord, God, Redeemer, save us.
Swift pass the throngs, few pausing here to cheer us,
Loud calls the world, too loud for them to hear us;
Thou Who hast never soul of Thine forsaken
Come to us now, our hearts' rejoicing awaken.
We are the halt, the blind, the body-broken,
Such as received Thy love's divinest token,
Thy hand can heal, Thy words true comfort carry,
Our hearts implore, make haste, O do not tarry.
Here find Thy stable, here rest as in the manger,
Our lonely hearts are safe from sin and danger,
Warm are the inns, but warmer this Thy stable,
Freed from the worldling's merrymaking Babel.
Grant us but this, divinely firm assurance
That to Thine own grim passion's strong endurance,
We may unite our pain, our fleeting sorrow,
Bringing the sin-racked world a sin-freed morrow.**

false notions of equality. In the French Revolution, it was Citizen This and Citizen That, any other tital constituting a crime sufficiently grave to send the offender to the guillotine. Yet the Revolution had its definite heads, men who often wielded autocratic power and were honored and treated accordingly. In Russia's Red Revolution, even Lenin and Trotsky were called Comrade in a brotherly fashion, yet history well shows that other Reds did not consider themselves in any way equal to their leaders. In their army, while the generals may have been Comrade General, there was no doubt in any one's mind as to the relative importance of generals and common soldiers. In the spiritual world, each and every soul carries an equal importance to God. No one is overlooked by the Creator Who marks even the sporrow's fall. Yet there are those in charge of few things and those in charge of many things. In the secular world, each and every one is equal in the respect due him for a part well done, for the private who performs his duty to the limit of what is expected of him is entitled to the same respect as a commanding general who serves equally conscientiously. Yet there is a vast difference in the positions and authority of generals and privates. This is justly so, for there can be no such thing as total equality of power and position. The equality lies in the respect due and in equal rights before the law and public opinion; but there can be no total equality in stations.

Neither can there be total economic equality, such as the Socialists and Communists claim. Complete economic equality would make a society too monotonous for human happiness. The constant striving for economic betterment is the secret of America's unparalleled progress. Unlike the Communist who would pull down the mansion on the hill, the ambitious American wants to add his house to the one already there, making it perhaps somewhat better. So long as his ambition does not arise from vanity and greed and is always governed by due regard to the common good, there is nothing immoral in seeking to better one's economic position. Yet those who do not achieve economic superiority are still equal in the respect due them, provided they are properly filling their destined niches. The farmer can rarely have the economic advantages of Park Avenue, yet he should not be looked down upon in an economic sense because his living conditions are not those of a Senator. Differences in economic stations are as natural to society as are differences in political stations. In social matters the same principle applies. The master-servant, the employer-worker, the leader-follower relationships are both natural and necessary. All cannot be on one side of the fence. Yet there is an equality in the honor due each station, provided it is occupied conscientiously and with a strict adherence to morality. There is no disgrace in being an humble worker, provided the work is necessary to society's well-being. Neither can there be political and economic equality among nations in a world federation. America may be an eye and Ethiopia a little toe in a world body, yet each can serve and complement the other, thus doing their bits in becoming mutually useful parts in one harmonious whole. There must be the same relative importance among federated nations as exists among the members and organs of the human body.

For hundreds of years philosophers have philosophized concerning man's rightful equality. Often they have racked their brains nearly to insanity as they have tried to outline convincingly to their followers a society in which differences in stations exist, while at the same time the lowliest may be respected equally with the highest. Yet all these philosophies, no matter how sincerely intended, break down somewhere along the line unless they are in their entirety the Christian philosophy of life. For only one philosophy can be wholly correct and fully complete and that philosophy must be the one given by the Creator Himself. Therefore much wasted effort could be saved if the world's thinkers would first understand for themselves the doctrine of the Mystical Body and then devise the most convincing ways and means of explaining it to those whose thinking depends upon theirs. Any pattern for individual and corporate re-

December

O merry, cheery monarch of the year!
Now hearts are warmest when all else is cold;
Now souls grow youngest while the year grows old;
Now gleams the holly through the woodland sere;
Now glows the hearth-fire, symbol of good cheer;
Now songs are sung, and sweet old legends told;
Now peace and good will all our hearts enfold,
For now the Christ Child's feast of love is near.
Good Jesus, may our Christmas joys be real
And filled with potent grace that will not fade;
May thy sweet baby finger touch and heal
The scars that sin upon our souls has made;
May Thy dear Name be on our spirits traced;
May every heart before Thy Crib be placed.

—Paul A. Lewis, O.M.I.

The Origin of Christmas Cards

The practice of sending Christmas cards is not so very old; it is said to have begun about the middle of the last century. It was customary at that period for poor scholars, who were dependent upon benefactions for their tuition, to prepare carefully written letters at the approach of the holidays. In these letters they exploited and extolled whatever progress they had made during the previous term. To make them even more impressive, they ornamented them with many flourishes of the pen and fancy designs. They then took the finished product and exhibited it at the homes of their various benefactors, thus delicately expressing hopes for future assistance.

In 1846 a card was designed by J. C. Horsley which was perhaps the first Christmas card properly so called. One thousand cards of Horsley's design were printed, and a few years ago one of them sold for $250. At first they were of the same size as ordinary visiting cards, with a simple inscription: "Merry Christmas" and a few flourishes of the pen. Gradually more elaborate designs began to appear, and in 1868, writes an old chronicler, "seeing a growing want and the great sale obtained abroad, Goodall and Son produced a Little Red Riding Hood, and Hermit and his Cell, and many other subjects in which snow and the robin played a part."

Apparently these early pioneers entirely missed the religious significance of their work, and their tradition has come down to recent years. It is only within the last few years that Little Red Riding Hood and the Robins in the snow have begun to be replaced by the Infant Jesus and the Wise Men on Christmas Cards.

lationships which the Creator has selected for the Supernatural world is positively certain to work completely satisfactorily in the natural world. It is the one and only perfect pattern for proper relationship and coordination among members of a group or body.

However, a supernatural understanding must be deep, thoughtful and complete. Nor must one be fearful of the doctrine's application, for, as His Holiness says in **Mystici Corporis**: "Mysteries revealed by God cannot be harmful to men; nor should they remain as treasures hidden in a field, useless." Also, as the Pope warns in the same document: "We must confess that grave errors in regard to this doctrine are being spread among those outside the true Church, and that among the faithful, too, inaccurate or thoroughly false ideas are entering which turn minds aside from the straight path of truth." No doubt many of these errors occur through attempts to read into the doctrine intentions which were never uttered. Especially among non-Catholics is there a tendency to garble the Scriptures, as His Holiness puts it in his encyclical; that is, attempts to bend God's Word into human desires instead of human desires bending to meet life's spiritual requirements. In addition, His Holiness warns of that "false rationalism, which ridicules anything that transcends and defies the power of human genius." This, says the Pope, is accompanied by what is called "popular naturalism." His Holiness also warns of the false mysticim used in interpreting the doctrine. The doctrine, truly interpreted, furnishes the key to Christian society.

Every day millions of prayers ascend to heaven, petitioning the restoration of society's wholesomeness. Perhaps many expect God, by a turn of His hand, to set the world in order again. If He should, it will be the first time in human experience. Even when He sent His Divine Son to redeem mankind, He made no arbitrary changes in society's behavior. He simply furnished the means by which it could restore itself to the supernatural life, grace and decency. Yet proper prayers are not unheeded and in this case, Pius XII, Christ's Vicar,has been moved by the Holy Spirit to offer the doctrine of Christ's Mystical Body as the basic solution to mankind's woes. For the proper solution must be the spiritual solution, not a political or economic one. Nothing can permanently succeed unless it is based on God's plans for mankind. When society's individual parts live the proper spiritual relationship, one to another, all other things will be added thereto. When men learn to live in proper relationship to Christ, the Head, and to all other members of the Body, everything else will fall into place properly and naturally.

PARALLEL

The man who says that since there are so many opinions in the world (since the Reformation) as to the true religion, therefore there is no true religion — is like the man who would have said some years ago: there are so many opinions in the world as to the shape of the earth (flat, round, etc.), therefore there is no earth.

And Lead to Them—*A Star*

Blanche Yvonne Mosler

Anybody could tell old Jimmy Stineberger was Dutch long before he said, "Schnapps," or extended a beaming invitation to look at his Meerschaum pipes. Long before he did or said a thing, anybody knew right off he was a Hollander from his ruddy cheeks, grown heavy from laughter with customers of "Stineberg's Grocery & Market;" by his bright blue eyes; by the fringe of his hair that was golden as Amsterdam cream. Besides, there was that immense stomach of his, forever encircled by a white apron and tied at his broad back.

Big-hearted Jimmy seldom lost his temper when the neighborhood kids giggled at his weight; yet, sometimes, when they snooped in his prune barrel, he would collar some squirming boy with dexterity. He'd lift the culprit by one plump hand, dangle him forlornly in midair until, reaching the door, he'd evict him onto the strip of front walk. Even so, in a few minutes, he'd be beaming as usual.

Many things about Jimmy were telltale. Those odors of steaming coffee and thick coffeecake sifting from his own little quarters at the rear said clearly the grocer knew more about making a home than did many people with families.

This evening, being Christmas Eve, Jimmy was busy. Bustling briskly all day, scooping up cranberries, wrapping stalks of celery, he hadn't had time to think of much but the store. But waddling out later to the small chicken pen on the alley, he glimpsed a small, wistful face watching from the window next door: Little Tony Martin, whose mother had died just a year ago this Christmas Eve, and whose father hung about the town's saloon, drinking away his already meager wages. Five-year-old Tony in this interval had got along as best he could, going about in his small worried fashion, grieving for the mother he had lost.

Trudging over the snow-covered yard, Jimmy waved an arm in cheery greeting, a tremendous smile lighting his rosy face. "Little Tony—ja." His words floating out on the chill air died against the window behind which Tony stood.



Jimmy remembered the years when he had looked from his own kitchen window across at the Martin's house on Christmas Eve. Then, with absorbed interest and genuine envy, he had followed Mrs. Martin's figure as she trimmed the pretty little tree and arranged gifts for Tony with what money was left from her husband's drinking. Last year, of course, the house had stood darkly still, and tonight only the child was there watching through the purple shadows of winter dusk.

Returning with a plump hen, Jimmy saw Tony was no longer there, and because he was a simple fellow and his own life uneventful, Jimmy fell to wondering why.

As he stamped snow from his feet and pattered back to the store, Jimmy felt the old familiar dread of the coming holidays. Tomorrow, as in the past, after going to early Mass he'd cook his simple meal on his little stove—for one. He would read the paper, smoke one of the long-stemmed Meerschaums, and remember what Christmas might have been like if he'd married when he was young.

Of course, sometimes, he was asked out to somebody else's home for dinner, but that wasn't the same. Sometimes, decorating

other folks' Christmas trees, he'd turn silent, standing awkwardly with a bit of tinsel in his huge hand and a faraway look in his eyes. And always afterward, Jimmy had come away from it all with an empty feeling deep inside him.

This Christmas Eve, behind the counter, he tried desperately to be jovial. Customers expected it.

"Kriss Kringle a new stocking has to fill already at your house?" he said, smiling at Mrs. Murphy, his best customer.

"Yes," returned Mrs. Murphy, "though the baby won't be understanding much of it."

"The little one's name?" inquired Jimmy wistfully.

"Margaret. But I'm fearin' 'twill soon be no more than Maggie!"

"A pretty name," mused the Hollander. Then, almost as if speaking to himself, he added, "Katherine's a nice name, too." Jimmy was remembering the girl of long ago, back in the Pennsylvania mining camp where he had lived as a young man.

Mrs. Murphy, giving him a penetrating look, observed, "They're both nice names." Then she added, "Why don't you come after Mass and make a day of it. Truth is, those were Tim's words for you as I was leaving the house."

Jimmy stood, hands clasped across his stout middle, his face lighting up at this hospitality. "Ja—I'll come," he accepted.

Mrs. Murphy, letting herself out, and letting sharp frost air in, would never guess how deeply she had probed the old wound in his heart. The wound of loneliness that had started to open already when he spied small Tony at the next-door window.

When she had gone, the store being momentarily empty, Jimmy started laboriously up the tiny ladder to arrange some goods that had become disarranged on the upper shelves. No sooner did he reach the top when the door opened again, and a small, stoop-shouldered man came in.

"What can I do for you?" inquired Jimmy, peering down over his specs.

"Would you buy a holly wreath?" asked the stranger in a voice that sounded as if much depended on it.

"A holly wreath?" repeated Jimmy puzzled.

The man nodded, touching the glowing berries that looked like garnets in the dark green of leaves.

"For your front door," he explained. "Tomorrow's Christmas, you know."

"Ja," murmured Jimmy, climbing down.

Never in his life had he placed a wreath on his own door.

Good out of Evil

When you begin to worry about the bad breaks you have been getting, recall the story of Rabbi Akiba, which is told by Brian Brown in 'Wisdom of the Hebrews':

The good Rabbi once set out on a journey, taking with him a donkey, a rooster, and a lamp. At nightfall he reached a village where he sought shelter, but no one would have him.

"All that God does is done well," said the Rabbi.

He proceeded toward the forest and resolved to pass the night there. He lit the lamp, for the forest was very dark, but the wind extinguished it.

"All that God does," he said again, "is done well."

During the terrors of the night the donkey and the rooster were devoured by wild beasts, yet the Rabbi only repeated:

"All that God does is done well."

The next morning he learned that a troop of the enemy's soldiers had passed through the forest that night. If the donkey had brayed, or if the rooster had crowed, or if the light had attracted the soldiers, he would surely have been put to death. Therefore the Rabbi said once more:

"All that God does is done well."

St. Paul, another Hebrew, expressed the same thought even more beautifully. "To them that love God all things work together unto good."

First Christmas Eve

St Joseph looked about the beast-filled cave
And found some sticks and little bits of hay.
He built this meagre fuel into a flame
To warm the chilly corner where she lay.
She smiled at him with tired, lovely eyes
To thank him for his struggling little fire.
It warmed her heart far more than warmed the cave,
Just as her smile fulfilled his heart's desire.
Before their straw-filled mangers, drowsy oxen
Swayed slightly with a slow activity.
They rested on their feet, poor lowly things,
Not knowing night would bring Nativity.

—Mary Estelle Daunoy

Being by himself, it had never occurred to him. Still, this man looked as if he needed a little money. "The price?" asked Jimmy pattering over to his till.

"Fifty cents." And the stranger added quickly, "It's a very fine wreath."

"Ja."

As the man turned away, some of the anxiety had gone from his white face, but as the door closed after him, the Dutchman only stood quietly, studying the foliage and bright berries of the wreath. Slowly, he put it on the counter and went in search of hammer and tacks to hang it.

He never found them, and the holly lay where he left it. For no sooner did he start to hunt for them when customers began dropping in again after the short lull. Mrs. Brown, whose husband being out of work so long, would have had a poor Christmas if it hadn't been for Jimmey's extending credit. And there was Tim Murphy in for things Mrs. Murphy had overlooked, and bringing his own personal invitation for the morrow's dinner. Miss Gray, the music teacher, bright-eyed over providing a feast for her widowed sister's family. Big Sam, the railroad conductor, and others.

It was almost seven when the doors opened to admit Father Carey, the tall pastor of the white frame church two blocks away.

Already there's coffee at the back and cake," invited Jimmy, forgetting.

But Father Carey shook his head. "Thanks, Jimmy," he said, "but this is my busy night. I must get back to hear confession. Besides, there's Midnight Mass."

"Ja," agreed the Dutchman.

Jimmy never knew why, but in a few minutes, he was telling Father Carey all about himself. About his loneliness on holidays. About life back in the Pennsylvania mining camp . . . about Katherine.

Father Carey, standing across the counter, studying him with wise, understanding eyes, said, "Maybe, Jimmy, the trouble has been that you've stayed here waiting for gifts to come to you. Sometimes the good things don't just come looking for us. Often we've got to go out and search for them ourselves. Better still, take gifts to somebody else." When Jimmy peered over his specs at the Priest with a puzzled expression, Father Carey continued, "Remember, it was on a night like this that the Three Wise Men went out to follow a star. Instead of waiting somewhere for gifts to come to them, they set out to find The Christ Child with gold, frankincense, and myrrh. That was a long time ago, Jimmy, but the plan is still a good one."

Long after Father Carey had gone, Jimmy thought about it. "Ja," he exclaimed finally and a bit impatiently, "he says already I should go out with gifts. But I should go where? The Magi—ja—a stable they had to go to, and to lead them, a star!"

Shaking his head with its silky fringe, he went to the front of the store where he stood by the great yellow spear of bananas, peering out. He could see the corner street lamp swinging in the winter wind, and by the light he noticed it was snowing again. "White Christmas." he reflected. "White Christmas is beautiful, if there is another to share it."

At last, when it was late, and it seemed the customers were no longer coming in, Jimmy waddled back to his quarters after first securing the front door by slipping the bolt into place. The holly wreath lay forgotten as he passed by. Back in the cheery kitchen he began slicing squares of thick coffee-cake. Often it was like this when he was so much alone. "No use going to trouble just for one," he'd tell himself. Childishly, Jimmy placed a slice of cake across from his plate, just to see how it would look. Trying to imagine what it would be like if some one were really there—always there, on the other side of the small table, he moved over to the stove to get the coffee-pot. Suddenly, as he started to lift it, he heard a loud rapping on the front door. With his heavy slowness, he set it down on the fire again and made his way into the store.

Slipping the bolt, Jimmy discovered Mrs. Deegen, who lived on the other side of little Tony Martin's cottage.

"I'm sorry to ask you to open up, Mr. Stineberger," she apologized. "But if I didn't go and forget all about getting mincemeat when I was in this afternoon. And I didn't notice it until the very last thing."

"With me, it's all right," welcomed Jimmy, his beaming smile reappearing temporarily. "Always a good customer I am glad to see, no matter what time says the clock."

"Say," went on Mrs. Deegan confidentially, now that she was inside the store and sure of the mincemeat, "have you heard any of the news about the good-for-nothing Tony Martin next door?"

"Tony Martin?" repeated Jimmy. "No, it is what?"

Mrs. Deegan sniffed. "What is it? Well, he's gone off this Christmas Eve and deserted that little boy of his, and the mother dying just one year ago, poor soul."

Jimmy shook his big head slowly, his kindly eyes filled with sadness.

"He was seen sneaking out of town on the freight, and now the poor little lamb will be going to an orphanage. 'Twas an evil hour the poor dead wife ever married the likes of him!"

"Bad business it is," muttered Jimmy in agreement. "Bad . . ."

When Mrs. Deegan left, and the store was locked again, Jimmy made his way to the back quarters, but not to eat. Coffee-cake and coffee-pot stood where they were as he pattered out onto the tiny back porch. It was a habit of his when he felt con-

fused and wanted to clear his mind.

The blue eyes peered across the snowy space toward the cottage next door. It was very dark and deserted-looking. Was the little Tony inside now? An orphanage was what Mrs. Deegan had mentioned. Little Tony was going to an orphanage on Christmas Eve, of all nights in the year. Other children, like the Murphys, were dropping off to sleep now in warm comfortable homes, dreaming of Kriss Kringle and his reindeer.

Glancing up, the Hollander observed that now not only had the snow stopped falling in soft, slow flakes, but the sky was beginning to clear. High up, where the clouds were falling back, a wide crystalline path had cut through the heavens, and from this space, burning with strange, unearthly beauty, there gleamed a single silver star! As in a dream from which he would awaken presently, Jimmy looked at the back yard of his place and Tony Martin's. Those plain stretches of ground seemed bathed now in an indescribable light. Even the chicken coop and the Martin's shed on the alley were transformed into strange, lovely things. From somewhere, several squares away, voices were caroling Christmas hymns. "Silent Night, Holy Night." Through the joyous music of the caroling, there came the low mooing of a cow. And then there came other sounds, or the Dutchman imagined them. Soft sobs from the direction of the shed. Again the low mooing. Why, little Tony must be there!

Words of Father Carey, who at that precise moment was leaving the white church, came back to Jimmy, soaring on the chill air surrounding him. "On a night such as this, Jimmy, the Three Wise Men went out to follow a star. Instead of looking for gifts, they went out with presents for The Christ Child."

An inexplicable force caused him to lift his eyes to the shining star overhead. It appeared now to be moving, ever so slowly across the sky. Or was it only the clouds drifting away farther from it that made it seem to move? There, it was leading over toward the Martin's shed on the alley!

Waddling down the few steps as fast as he could, Jimmy Stineberger made his way toward the little building. Suddenly, a tremendous weight of loneliness fell away from him. "The little Tony," he whispered to himself. "The two of us can start again. Each of us can make for the other a family."

Not Three Wise Men riding with gold, frankincense, and myrrh. Only an old Dutchman who hurried ever faster toward an old shed. A groceryman whose apron hung so long it seemed with every step he'd trip and break his stout neck. But Jimmy knew now that all the centuries between had not changed anything. Everything was the same. There was the same old star going before him, and when he reached the poor wooden building, with snow glistening on its roof, and heard the repeated mooing, Jimmy knew that here indeed was the stable. And, as another wise man hurried onward, from within the poor interior, across the high arch of time from Bethlehem, and with all doors barred against him, again a child waited for his coming.

Is Santa Claus a Sandwich Man?

Cuthbert Hughes, O.S.B.

Even busy bachelors think in terms of family life during this holy season of the Divine Infancy: One would love to teach the little ones the wonderful reason of their special dignity, to congratulate their elders on the happiness of their responsibility. But so very much better does our Holy Mother Church take care of this preparation for the fullest Christmas joy, that I gladly yield her the honor of bringing the "Good News" to the parents and through them—or the angels—to the children themselves. I shall content myself making merry about another old bachelor—the good Bishop, the great Saint, our own dear Santa Claus.

I'll begin by clearing his name of all those horrid crimes perpetrated during the holiday rush. The children will agree with me that they are no less than crimes. Suppose you began your extra-good behavior at the first tip Jack Frost gave your tiny ear that Santa was on his way; suppose you spent the whole Sunday after Thanksgiving writing him a letter, and every night since reminded him not to forget "he knows what"; and then to walk down Main Street with Mummy the Saturday before Christmas, only to have two dozen different stalwarts almost wrench your arm off, asking from behind their false faces if you were a good boy, if you loved Santa Claus, and what did you want him to bring you for Christmas!

The miracle is that our faith survives at all! But it does, thanks be to the Holy Infant. There is a priest whom I know, a delightful old country Pastor, who has acquired considerable fame as the best living representative of the traditional Santa Claus type. Our popular magazine featured his lovable old face and not without reason. His general physique represents

rather the fullness of manhood than "a bowlful of jelly." His ruddy cheeks are the marks of many missions of mercy across the countryside in good weather and bad. His twinkling eyes are alive with zeal of his faith in God's goodness, and his genial smile bespeaks a sympathetic understanding of man. And his beard! Not the horse's tail nor the goose feathers of the erstwhile sandwich-sign man, but a classic replica of the traditional.

It was my good fortune to witness a certain youngster's introduction to him. Or, rather, the child was not extended an introduction but merely invited to meet him and reveal his identity to all present. The little one pondered: There was no red suit, only the clerical black; no sleigh, only the modest roadster; no mask, only the uncommercial smile of purely pastoral interest. The decision was the result of ernest judgment, not a well rehearsed sample of cuteness to tickle the vanity of overfond parents. It was a joyous profession of faith, and we thrilled to hear as the child literally sang: "Santa Claus!" There is hope for a world that has preserved that much faith.

What foundation exists for this remarkable Christmas institution that is Santa Claus? Is he Christian? Orthodox? Deserving a place so close to the crib? The children are right—Santa Claus is too good not to be true.

Bishop Nicholas of Myra banished all legitimate doubts about his orthodoxy when he journeyed in those troubled times to the Council at Nice to lend his Episcopal testimony to the central doctrine in Christendom, the Christmas Truth, that Mary's Son was really and truly the Second Person of the Blessed Trinity. But long before he thus officially professed this great Dogma as Bishop, he was living up to its necessary consequences as a gentle bachelor who loved this world the little Christ came to save. Several poor girls, faced with the alternative of selling their virtue or starving, were happily surprised to find enough money left on their hearth to provide them with a marriage dowry, but no traces of their unknown benefactor.

But he did not remain unknown. God loves a cheerful giver and knows how to reward him. Now what could a lovable old bachelor like St. Nick desire more in Heaven than what he now enjoys? He proclaimed the Divinity of Mary's Son; now he is one with the shepherds and the kings at the Crib. He secretly gave his poor savings that hopeless young girls might become happy mothers of Christian families; in every Christian home the tots thank him for their Christmas gifts, and the elders go to comical extremes to see that Santa gets all the credit.

So a million false faces can't make a liar of Santa Claus. The Christian child no more faces a disappointment when he learns it is better to give than to receive. There is simply no question of losing faith in Santa Claus even in our absurd age that is multiplying Santa Clauses and reducing children. If the child loved his little share of the truth, how much more will he cherish the whole truth? For now, wonderful faith of baptismal innocence, he is preparing to receive the Gift that surpasses all gifts. And neither Santa Claus, nor God Himself, can give us more than that little Child in Mary's arms.

Advent

by

Cora May Preble

She sews upon a soft-spun cloth
Of lacy loveliness,
To make a precious garment like
A fairy's filmy dress!
Embroidering the yoke and sleeves
In powder-pinks and blues,
With small forget-me-nots and leaves
Fashioned of pastel hues.
And while she works and dreams and prays
She ponders over names
Now "Rosemary" is pretty, or
Will it be "John" or "James?"
Such precious, hallowed hours, she counts
Peculiarly her own.
Yet they are much the same as those
OUR MARY must have known!

Deep in darkest Africa where the Allies have built airports in recent years as emergency landing fields on the route from South America to the Middle East, an army lieutenant newly arrived from overseas made quick friends with an aged native.

Trying to give the Negro a lesson in basic English, the airman pointed to another native and said, "Man."

The African repeated after him, "Man."

Pleased, the American pointed to a tree and said, "Tree."

"Tree," the native echoed.

Then a plane flew overhead and the aviator excitedly said, "What?"

The native looked into the sky and said, "I'm not sure. It looks like a B-24, but it might be a B-29."

—Negro Digest.

Journey in December

Wilma West



Lilian Foster's well manicured hand trembled ever so slightly as she signed for the telegram. She realized then that it was foolish to become excited over a telegram. Especially near the holiday season. Nevertheless, she was conscious of an inner appreciation as she dismissed the messenger boy and closed the door against the dank fog blowing in from San Francisco Bay.

She didn't slit the envelope until she was within the snug sanctuary of her nicely appointed breakfast room. It was as though there was safety from the intrusion of unpleasantness in the mere taking of her customary position behind the silver coffee service.

Lilian Foster was indeed a picture of security and serenity. Erect and poised she sat, a slender woman of past middle age, with her years as well worn s the graceful sweep of graying hair from an almost smooth brow, as the light touch of cosmetics on her soft skin. She had the look of one who had the business of living well under personal control.

She noticed as she unfolded the yellow paper, that it was checked 'Night Letter'. Of course that accounted for delivery early in the morning.

The message stared at her, cool and dark:

DOCTOR ADVISES NOT TO TRAVEL WITH BABY NOTH ING SERIOUS CAN YOU AND DAD COME TO US FOR CHRI STMAS PLEASE LOVE FROM ALL JOAN

"Certainly not." Lilian Foster pronounced the words aloud, just as though her daughter, Joan, were present to hear them. Certainly she would not consider going to them for Christmas. To that ridiculous barren little ranch by which Ted set such silly store? Into the noise and confusion of what that household must be with four small children? Why her whole idea in inviting the Mullins to come to San Fransisco was to get them away from their sorry environment even for the brief respite of the holiday. For Joan's sake, of course. Not a snap would she have bothered to do for Ted Mullins. Not that the stubborn fellow ever seemed to want anything of her.

Good morning, my dear." She was surprised to hear Ralph's greeting. She had not heard him coming down stairs. As always, at the sight of his trim tailored figure, Lilian was aware of an inner throb of pride and tenderness. He was indeed all a woman could hope for as a husband. More than that, he was an eminent physician, he was recognized and respected outside the walls of home as well. She often deplored within herself the shortsightedness of their children, that all three had deserted the security and protection Ralph and she could offer them.

"No bad news?" asked Ralph at sight of the telegram yet in her hands.

She smiled quickly, "Why, o. No bad news really. It's just that Joan and Ted and the children aren't coming after all."

"Well. That is bad news!" She was surprised at the disappointment in his voice. She hadn't thought that their coming meant so much to him.

Amazingly, Lilian Foster found herself taking exception to her husband's remark. Why she should, she herself would have been at a loss to explain. It was not her way to indulge herself in verbal disagreement. Wise women were aware of more devious and certain routes of arriving at any goal. To bicker and to argue was to brook not only defeat, but loss of poise and prestige as well. But it was surely her own voice saying:

"Bad news? Pray tell me what is so bad about it? Instead of noise and tumult in the house, we'll have peace and quiet at Christmas time. Instead of a mess of papers and ribbons, we'll have order and comfort. Instead of a pack of fretful

children, there will be just the two of us."

Her tirade raced into self control at the end, just as a car is suddenly brought back under its driver's will after a few wild minutes of fright. As she said, "just the two of us," she smiled brightly across the table. But her smile was not returned. Instead Ralph said, "But couldn't we accept their invitation?"

"Ralph," she cried, "you know the conditions under which Joan lives since she's been married. You know she's never had a servant other than a shiftless Mexican girl when she couldn't help herself. You know . . . but you do know these things as well as I." She was getting upset again. She mustn't. She simply mustn't. The idea of allowing her nerves to jangle so. And she had an important committee meeting this morning. This would never do.

"May I see the telegram?" His hand reached over for the piece of paper. She noticed even in her distraction how calm and capable was Ralph's hand. So like himself. It was that sure serenity in Ralph which had attracted her so long ago, before there was any Leo or Ralphie or Joan.

As she waited for him to scan the message, thoughts of the children raced through her mind. Here were her sons gone their wilful ways into heaven alone knew what dangers. They had seen fit to volunteer into the marine service. Had they awaited their calls in the draft they might at least have been near enough for her to see them occasionally. It was odd how the two of them had gone so willingly into the service when they had not encouraged her suggestions of West Point appointments a few years ago. Of course that was before the world had gone wildly and fiercely mad.

She thought too of Joan, her lovely, exquisite daughter. At least she had been that, with every advantage to make her so. And all her careful rearing had been shoved into the discard when this tall Ted fell in love with her. The audacity of a man with only a few scant acres of citrus ranch to propose marriage to the daughter of Dr. and Mrs. Ralph P. Foster. The more appalling idea of that daughter accepting him! And accompanying him to that drab ranch and refusing any proffer to better her circumstances with her father's money.

Lilian started as her husband's voice cut through her memories; "That part about the baby, Lilian. Perhaps she's ill."

"No," said Lilian, "I should think not. Just a spell of colic or a slight cold. It said 'nothing serious'."

"It's hard to measure seriousness in an infant of six months." His brows drew together in thought. "You can't tell about those rural doctors either . . ."

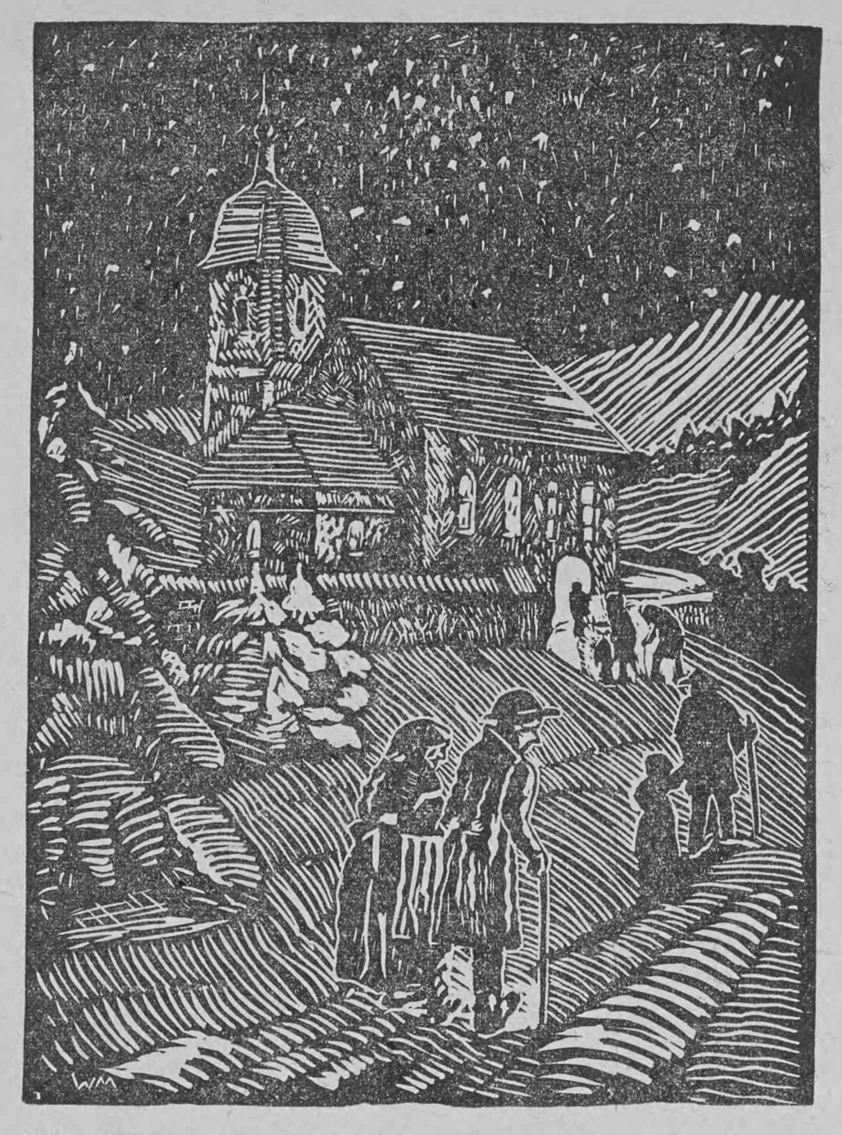
As Lilian watched her husband's face, she realized that he was speaking not only as Joan's father, but as a man of medicine as well. He was thinking objectively of what might happen to a six months' old child in even a few hours time. Lilian knew how those things could happen. She knew, because she had once pressed an infant to her own shoulder to hush its wailing cries. It could have been colic then, or a tummy ache. . . . . But it had been more than that and that baby had been Joan and now this was that baby's child.

Consternation broke loose in Lilian. All her built up defenses of self pity went crumbling down at the thought of her Joan's child. Why hadn't she thought of that possibility? That this could be a serious, a matter of life . . . She refused the trite but awful phrase even to herself. Instead she said evenly and was proud of the evenness of her voice, "Of course we can go, Ralph, if you feel like that."

"As soon as I can get in touch with Doctor Frink about my patients." She could tell that he was mentally checking his list. There would be home calls to make and appointments to rearrange and the hospital to inform.

★ The First Christmas Tree 

The Christmas tree, according to a beautiful legend, came to be a sign and token of that great feast in Northern Germany, where St. Winfrid was preaching Christianity to the forefathers of the modern German pagans. It was the custom of the people to celebrate a pagan feast at the end of the year in which they gathered around a giant oak and practiced certain bloody and horrible rites. As they prepared to do this on one occasion, St. Winfrid fearlessly halted the ceremony, and with an axe proceeded to hew down the giant oak. The people stood around, wondering at his courage, and expecting their pagan gods to strike him dead for his temerity. But as the oak fell, a tall fir tree appeared in its place. Then the saint said: "Behold this new tree, unstained by the blood of human victims. Behold how it points to heaven! It shall henceforth be called the tree of the Christ-Child. In future years you will not go into the darkness of the forest to hold your feasts with secret and evil rites, but you will celebrate the Christian feast of Christmas in your own homes. The day is coming when in Germany there will not be a single home wherein on Christ's birthday the whole family will not gather around the fir tree in memory of this day and to the Glory of God."



"I'll get busy with Lena right away." She was thinking of the house, of the calls she would have to make.

"Good," Ralph agreed. "And I'll drop by for tickets."

"Why not drive?" she suggested. "We could start sooner."

"But I thought," he began. She knew what he thought. That she wouldn't drive because of the discomforts involved, of the havoc to her carefully arranged finger wave, of the wear on her svelte dresses and suits. But she did not let him tell her now what he thought. "It would be quicker," she said and when he came around the table to kiss her, her lips were awaiting his, with no fear as to what would become of the artistic crimson line her mouth had been.

She rang for Lena to bring hot coffee and insisted that he take a cup before he pulled on his top coat and went out into the whirling fog.

When Lina came to clear the table, Mrs. Foster said, "Lena, the Doctor and I will be away for the holidays."

"Miss Joan? She's not coming then."

"No, we are going to her. To her and her family."

"That's good That's good." Lena clasped her large hands in approval and Lilian interrupted, "Of course you may make your own plans for Christmas."

"You mean I can go then to my sister's? To be with the little ones when they hang their stockings up?" The usually pale and placid eyes of Lena were quickening and deepening even in color. "Thank you, Mrs. Foster. I cannot tell you what it means." Lilian did not want to recall how glibly she had refused Lena's request weeks ago that she find a substitute for the holidays. Now the gratitude was threatening to wash into tears and Lilian averted the catastrophe. After all, she deserved no gratitude. "The tree I ordered, you may have sent to your sister's house." She did not know why she didn't leave matters at that but instead she went on, "I'll call Fergersons department store, and have the toys sent there too if you give me the address. It's too late now to get them to my grandchildren as we are starting in a few hours time." The tears were rimming her servant's eyes then and she sped past the moment. "Come, come. There is a lot to do. We'd best get busy, Lena." And she stood up but not before Lena had clutched her hand and pressed it to her lips.

When Ralph came home in mid morning, he found her deftly placing garments in two dark travelling bags. They were durable, sensible garments for the two of them. The sort of clothes which might be suitable for a ranch. A tweed suit was on the bed for her to slip on soon, slacks for him. "Are you all set, Lil?" There was eagerness in his tone as he eyed the preparations. Somehow he seemed younger than he had for months. More vital, more alive. "Goodness," she thought, "this is a thing he has wanted to do for ever so long. I wonder why he didn't suggest it?" But actually she knew.

It was cold, with the fog still blinking over the city as they started out. She moved closer to Ralph in the car, and smoth-



ly the rubbered wheels rolled over the highway, down the Peninsula and out toward where roads led south.

"Are you all right, Lil?" he asked. He hadn't called her Lil for ever so long and now he'd called her that twice in one day.

She answered, "I'm fine," and she was. She sought in the back of her mind for thoughts tall enough to obscure the anxiety of what might be happening to a baby of a half year of age. She turned her mind naturally toward other Christmasses. There were many of those that loomed high and shining in retrospect.

There were trees with home made ornaments. There were three stockings on a mantle piece. There was a big fat turkey, for whose presence at the feast she had shrewdly bargained in a market place. There was tinsel and cellophane and whisperings behind closed doors. There were cribs beneath scented pine and there were Communion rails.

She thought about dolls she had made for Joan, the year that patients did not pay bills but that Santa Claus was nonetheless expected to keep his promises. One had been a splendid doll with hair of yellow yarn and carefully crocheted eyes and a dress of the very same material as her wedding gown. Joan had loved the doll tremendously and watching, she had loved Joan the same. There had been cleverly carved trains for the boys. What other latent skills were there in a sugeon's hands. And it had been wonderful, because the children were small enough to accept without question and they had been young enough to give the same way. She smiled now as she thought of the intricate doll's house and the complicated electric trains, set up in the midst of Lena's sister's sprawling flat. Looking down at her unexpectedly, Ralph saw the smile on her face, "What's that for?" he asked.

She told him about Lena and the toys for her nieces and nephews and his gloved hand pressed hers in her lap, "As sweet as ever. Aren't you, Lil?"

In remembering she stumbled over an incident that brought back the picture of Joan's sick baby. It had been a long time ago and she had been alone as Ralph had gone down on the waterfront on an urgent call. It had been a murky night of fog then too, and the baby had wekened with a sharp cry of distress. She had pulled on a robe and slippers and the cries had increased. She had paced and paced the floor and still her baby cried. "Dear God, Dear Mother of God," she prayed, "Please, please, please." Ralph had come home, pulled she had thought, by the urgency of her prayers and afterward he'd termed it "just in time" because it had been more than colic or gas or a tummy ache. There was nothing to do now but to press the memory of her own babies to her heart and to echo the old "Please, please, please."

They were well down the coast when Ralph suggested, "Hungry? Allen's Inn is somewhere along here I believe."

"I'm hungry." Lilian said, "But why Allen's Inn? Their service is too pompous and slow. How about one of these drive-in affairs?"

"You dear," said Ralph and it was hand in hand that they ran through the thin drizzle of rain which was now coming down, and scrambled on to the high stools at a gleaming counter. It had been a long time since they'd run hand in hand together and they were closer than the proximity of the stools could ever bring them as they drank coffee from thick mugs and ate steaming bowls of chili with lavish beans.

After eating, the motion of the car lulled Lilian off into a fitful sleep. She sagged against the big shoulder next to her and the miles dropped behind. She woke up when they were nearing Los Angeles.

"Have I been asleep all this time?" She peered at the jeweled watch on her wrist. "You must be very tired."

"Not at all," Ralph said, "I like to drive." With a pang she



remembered what meager company she had offered him of late.

They stopped at a drive-in stand again and the coffee was excellent and hot beef sandwiches as heartening. "Thirty miles to Pomona," the man in the white apron told them. Coming out, Lilian suggested, "Let me drive. You might rest a bit."

She drove for the next ten miles but Ralph did not sleep, instead he sat close to her and talked of the small things which there had not been time for, for ever so long. Things that would not be important to any person in the world or understandable to any other but Lilian Foster and her husband.

She found herself growing excited as they drew near Pomona, "Goodness," she said, "I forgot to send Joan word. They won't be prepared for us." Ralph had chuckled, "What preparations do grandma and grandpa need?"

"If there are no lights at the ranch," Lilian had decided, "we will go to a hotel till morning. But there are lights!" There were lights spiked through the low ranch house and instinctively Lil knew what those scattered lights meant. When a baby is sick a mother, no matter how conscious of electric meters she may be, does not stop to press out lights of bed rooms and kitchen or wherever her frightened pacing may carry her anxious feet.

They knocked lightly at the door. Perhaps the older children would be asleep. And a weary voice called to come in. . . . Then thought Lil, "She is alone." They pressed the door open and in the middle of the room stood Joan with a wailing bundle in a time honored place against a maternal shoulder and there were dark rings about her lovely eyes and there was a pallor of sleeplessness on her thin cheeks and at sight of them she stood transfixed, then said, "I asked the Blessed Virgin to make you come. . . ."

After hours that seemed years later there was a bubbling pot of coffee on the kitchen stove and the baby was snuggly asleep in its crib and a tired young Ted sat with his arm about his wife and Lilian, weary but blessedly happy, resting against Ralph's shoulder.

"It's all in knowing what to do," Ralph explained, "The baby isn't ill. . . . but it was lucky that we came just when we did."

"Dad," Joan said, "I don't know what you did but the moment you got your hands on her I knew she'd be all right and she'd been restless for hours."

Ted's arm tightened on his young wife's thin shoulder, "Oh Joan, I shouldn't have left you."

"But you had to," Joan said. "You see," she explained, "If there's a forecast of frost and if he didn't attend to the smudge pots the citrus crops would be ruined."

Lilian looked from one to the other. This was the boy she'd considered unworthy of her Joan, this hollow-eyed young man who had been toiling through the wet darkness attending smoking pots to protect his crop, his livelihood for his family. This was the daughter she had believed had betrayed her training, this mother who had paced long hours all night alone save for what courage and prayers she could muster from her heart. Then she knew that she had not been betrayed. Rather she had been justified. Whatever of goodness, of right, of strength she had known, had come out of those years of long ago, those years she had so stupidly left behind.

Ralph said, "We should all go to bed, though there is so much to say."

Ted was solicitous, "Yes, Mother Foster has had a long trip today."

Weary and yet grateful, Lilian said, "A long trip, dear Ted," and her smile had embraced them all, the sleeping children in the house, her daughter and Ted, and Ralph and the other Mother who had long ago gone a-journeying in December, toward a town called Bethlehem.

"Tomorrow," said Ted, "We'll cut the tree."

"Wonderful," breathed Lilian and she knew she would never willingly return from the trip down the years she had made this December.

——:——

Ideal spot for a good time: just the right degrees of loungitude and lassitude.

——:——

A movie star recently retired, explaining that she wasn't her old sylph any more.

Calvary at Tyburn

by Walter Sullivan, O.S.B.

"Gentlemen of the jury," he asked, "are you ready for the verdict?"

"We are ready, your lordship," answered the foreman of the jury to Bishop Abbot of London.

"Mr. Roberts and Mr. Somers will rise and face the jury," said the bishop. "Read the verdict,"

"We the jury," drawled the foreman in his dead monotone, "find the prisoners guilty of high treason."

The priests showed no surprise. They heard the verdict with joy as was apparent in their smiling faces; they prayed to God to pardon these poor men who knew not what they did.

Bishop Abbot was speaking: "Have you anything to say, Mr. Roberts, why I, by the virtue of my office, should not pronounce sentence on you and your friend? If you have, say it, for hereafter you cannot expect to be heard."

Father Roberts shook his head and said cheerfully: "I have said enough. You can do as you please."

"Hear then your sentence," said the Bishop of London: "You are convicted of High Treason against His Majesty, King James of England. By virtue of my office, I condemn you to be drawn on a hurdle to Tyburn, and there hanged; according to the law you will be cut down before you are dead and then boweled and quartered. May God have mercy on you.

Monday December 10, dawned a dreary winter morning with a fog blanketing the city of London. It was a day to take the heart out of any man, yet Father John Roberts greeted his jailer cheerfully as he announced that it was time to get on the hurdle for the trip to Tyburn Tree.

Father John appeared in the courtyard of the prison in his religious habit and was tied to the hurdle with his head to the horses' feet; Father Thomas Somers was fastened to the hurdle beside hime, and the driver whipped up the horses. The jerk tore at the ligaments in Father John's back and the dragging of the sled over the rough streets grated on his nerves. He closed his eyes so as not to see the house roofs and the faces and the sky whirl in a mad jigging dance.

There were not many people in the streets of the city as the sad procession moved out towards Tyburn. The few who saw them were either silent or sympathetic, and several Catholics saluted Father John and Father Somers asking for their last blessing. The most of the people had gone out ahead of them so as to get a good view of the hanging and the butchery.

Right ahead of the hurdle on which the priests were drawn was a large wagon carrying sixteen criminals who were to be executed at Tyburn at the same time. Almost all of them were felons and thieves who had been convicted of low and disgraceful crimes.

It was difficult to speak to each other on the shaking hurdle, but Father John remarked to Fr. Somers: "Bless God, Father, we are to die among thieves even as did Our Blessed Lord Christ."

The painful journey over rough and miry road came to an

CAUSES OF COMMUNISM AND SOCIAL UNREST:

1) False Philosophy:

The de-Christianized Conscience and paganized heart of modern man.

2)Abuses of unrestricted Capitalism:

(a)Unfair distribution of wealth. (b) "Rich are getting richer, and the poor are getting poorer." (c) Wretched condition, misery of industrial workers in many parts of the world. (d) Oppression of the poor by the 'Four Capitalistic Dictators:

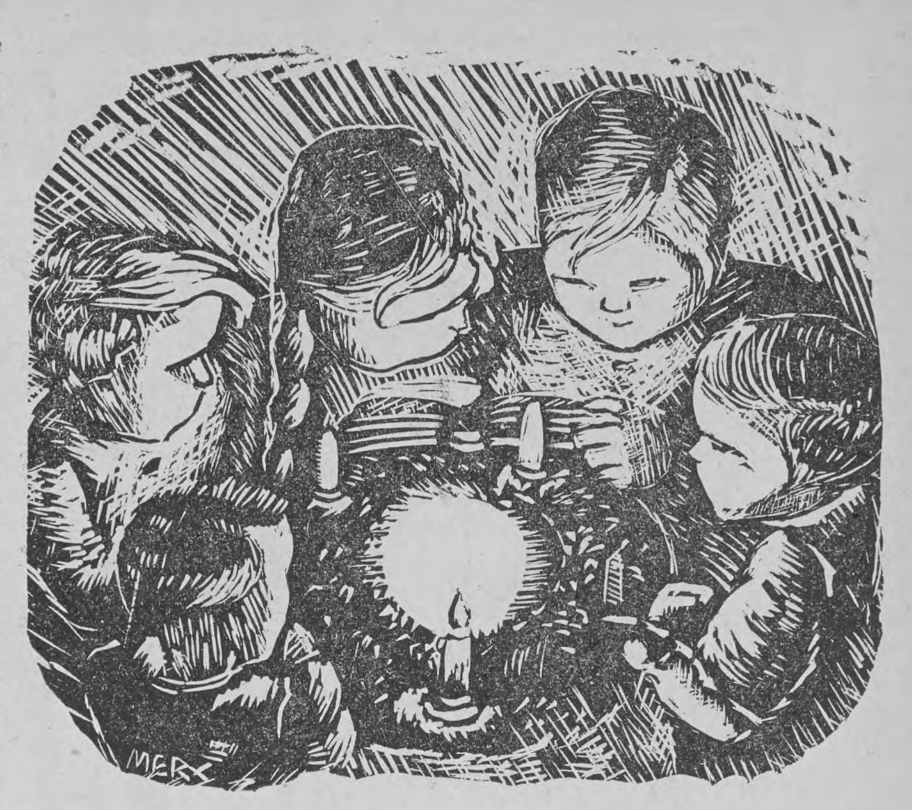
1. Over wages.
2. Over prices.
3. Over other people's money.
4. Over money, the medium-of-exchange itself.

(e) Insufficiency for today, insecurity for tomorrow. (f) Unemployment. (g) Industrial Crises: alternating booms and depressions. (h) "Economic Royalists" and stubborn opponents of all reform. (i) Economic Liberalism of the 19th Century,—opposing all reformthrough legislation.. (j) The pseudo-"Scientific" Socialism of Karl Marx:

1. Material Interpretation of History.
2. Class-struggle.
3. Labor-theory of VALUE.
4. Dialectical Materialism as cause of political State.

end as the hurdle reached the edge of the waiting crowd at Tyburn Tree. An indescribable roar ascended on all sides: but Father John could see little of the crowd as yet, nor could he say whether the outcry of the people was more hostile than friendly. The mood of the crowd had changed since their arrest at Chancery Lane, and there even seemed to be some sympathy for their execution.

During the half hour of waiting while the sixteen criminals mounted the death cart and had the ropes tied about their necks, Father John and Fathers Somers were allowed to sit on the hurdle and speak to each other face to face. When their turn came the executioners were going to drag them on the hurdle up to the gallows which was some eighteen yards off, but the throng of sightseers was so dense that they found this impossible. The two priests were then untied and allowed to walk to the gibbet.



The long siege of illness and and the exposure in prison had so weakened Father John that he had to be assisted by the sheriff in mounting the death cart on which the sixteen felons stood waiting for the end.

"I pray you help me up," he said to the sheriff; "as for my coming down I will shift for myself."

Scarcely had Father John got into the cart when he began to speak to the condemned criminals who were singing Genevan songs in preparation for death.

"My poor fellows," he said, "do not tire your chests and throats with these songs, because you only trouble me and do not profit yourselves in the least." Then stretching out his hands as far as his handcuffs permitted he blessed the thieves and continued: "Here we are all going to die, from which there is no hope of escape, and I assure you if you die as you have lived you will surely perish for ever. If you will say with me, 'I believe in the Holy Catholic Church. I repent for having lived so wicked a life and grievously offended the sweet and merciful Saviour.' If you say this truly from your heart I will absolve you, and then my soul for yours."

At these words, spoken with so much love and fervor, one of the poor wretches broke down weeping. Father Roberts then spoke to him specially, praying for him silently and covering the face of the convict with his blessed hands. In the end the man publicly confessed that he died a Catholic.

The executioner then began to strip Father John of his habit and prepare him for the sacrifice. While he was doing this, the priest asked the sheriff if he might say something to the people.

"Yes, Mr. Roberts," said the sheriff, "you shall speak if the people willingly hear you."

But so great was Father John's weakness that his voice failed him. The sheriff then permitted him to drink a little wine which a Catholic in the crowd presented to him.

As he was about to speak he felt the executioner's hands about his neck and then the touch of a rope passed over his face. As the rough hemp rested dangerously around his throat he felt a moment of panic; he closed his eyes and set his teeth. At the sound of his voice, thin and broken, the silence settled on the crowd and even the convicts stopped singing their annoying songs.

"Good people, my well beloved friends, and my lords here present, and all who enjoy with me the honor and happiness to be natives of England, our sweet country, may it please you to know that I stand here in this place ready to suffer death to which I am condemned, for no other reason but that being a priest, I must die."

"Beat the drums! Beat the drums!" cried a voice. At once the drumming drowned out his further words: but a howl like a beast's rose from the whole crowd. When it stopped again



the drum was silent.

"To be a priest," continued Father John, his face pale with the effort to be understood, "has been made and declared to be a crime of lese-majeste by an Act of the 28th year of Queen Elizabeth, if I mistake not. So it is clear, good people, that I die and so does Father Somers here for the cause of religion. All this I have protested in open court, before the judges and the people assembled there. It is for these reasons that I have been treated as a criminal and condemned to death; and I repeat and confirm it now once more before you all, in this place where I must lose my life."

Meantime the executioner had stripped Father Somers and slipped the noose about his neck. The hangman now turned to the sheriff and said that all was ready to pull away the cart and put an end to the bloody work. For a moment Father John looked behind the gallows and saw a column of smoke going up, and in the midst of the smoke a cauldron hung on a tripod. Beside the cauldron was a block of wood, with a chopper and a knife lying upon it . . . He drew one long steady breath, expelled it again, and turned with a smile to the hangman: "Here is a hot breakfast for us, sir, despite the cold weather," said Father John to show the gaiety of his heart.

A Catholic bystander hearing him speak of the cold, offered him a nightcap to cover his head, but Father John refused it with a smile: "Do not trouble yourself about me, dear friend," he said, "I am not afraid that hereafter I shall ever suffer from the headache."

Both priests then embraced and blessed each other and the people standing about the cart. The sheriff then gave a signal and the cart was pulled away suddenly. The two martyrs were left hanging in the midst of the sixteen criminals while the executioner began to cut them down and disembowel them according to the letter of the law. One after another the strangling wretches was cut down from the gallows while life was still present, and the horrible mutilations were carried out in all the disgusting details prescribed by the law.*

When the hangman came to Father John Roberts and lifted his knife to cut them down there was a cry of protest from the crowd of people: "Let be! Let him be!" they screamed while several men nearer the gibbet ran forward with threatening gestures as if to hold back the hand of the hangman. The executioner turned to the sheriff who made a sign of mercy and cried out: "Let the two priests hang until they are dead."

After they were quite dead the bodies of Father John and Father Somers were cut down and disrobed. When the executioner had disembowled the bodies of the priests and seized the bloody hearts and showed them to the people according to the law, crying out with a loud voice: "Behold the hearts of traitors!" there was deadly silence in the crowd as though all had been stricken dumb. Only one feeble voice cried: "Long live the King," and cried it in such a way as if his heart were not in it. It was truly wonderful how the brave example of Father Roberts and Father Somers had touched with grace the hearts of the sightseers who came out to see the hanging of traitors, and went away feeling that they had that day seen the death of martyrs.

* Note: "It seems unbelievable that such atrocities should have been perpetrated in London three centuries ago. Yet the more infamous details of the sentence . . . were not a relic of barbarism, but were actually added to the old penalty for High Treason, in the reign of a woman—Queen Elizabeth." Camm, Domn John Roberts, p. 127.

The Question Box

Only signed letters will be answered

We know that Mary was without sin and yet we sing of Christ, "Only Thou art Holy." Why the contradiction?

There is no contradiction in this. God is holiness itself, but He can and does share this holiness with others. The angels and human beings can be holy, but only God is holiness, and this is the thought expressed in that song. Even when we say that God is holy or all holy, we mean that He is holiness itself.

If a Catholic and non-Catholic are married by a minister, how can they go about having their marriage blessed and how long would it take.

They should go to the parish priest and explain the whole case to him. If there are no other impediments, it need not take too long at all. There will have to be the necessary instructions for the non-Catholic, i.e., six one-hour instructions. The promises, some on the part of the non-Catholic; some by both, will have to be signed, and the dispensation for such a marriage will have to be obtained. They should mention that they were married by a minister, since the Catholic party, if he had sufficient knowledge of the seriousness of the act, is excommunicated and the priest will need special permission for absolution. The important thing is to tell the priest. He will direct the matter from then on.

Is it wrong to eat any food made with lard on Friday?

Fats of any kind, such as lard, butter, drippings, margarın, etc., may be added in small quantities to the foods on Fridays in order to season them. The law of abstinence forbids the eating of flesh meat and broth made of meat.

Please explain the meaning of the scapular and why we wear it.

We wear the scapular to implore the protection and intercession of the blessed Mother of God in all the dangers of this life, in the hour of death, and in our exile in purgatory.

In 1250 the confraternity of the Holy Scapular was founded by St. Simon Stock, general of the Carmelite Order. The Mother of God appeared to him and gave him a scapular. At the same time she promised that every one who wore it, and lived a good Christian life, should escape eternal death, should win protection in seasons of danger, and should be speedily released from purgatory.

This scapular consists of two small pieces of brown cloth, fastened together by braid, so that one piece hangs on the breast, the other on the back. In recent years the scapular medal was sanctioned for use by our Holy Father and may be used instead of the scapular.

There are four other scapulars: the scapular of the Holy Trinity, of the Seven Dolors, of the Immaculate Conception, and of the Passion. The five are often worn all together as one.

If a couple are married on Sunday afternoon, do they receive the same blessings as they would at a marriage with Mass?

The blessings will not be the same; first, the Holy Mass itself is a special Mass for the bride and groom and the prayers are especially framed to call down God's benediction; secondly, there is a very special blessing imparted to the bride in this Mass. If the couple marry in the afternoon or the evening, or simply without the Mass, they do not receive these special blessings.

If a person finds a rosary and uses it, is it true that these prayers are for the owner who lost the rosary?

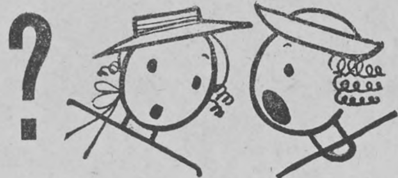
Indulgences attached to prayer beads and other religious objects cease if the beads or other blessed articles of devotion cease to exist, or are sold, thus says the canon of the Church. This makes it perfectly clear that the indulgences are attached to the object itself, that is, the rosary, crucifix, etc., and that indulgences are not attached to the person who owns the object. Blessed objects, therefore, may be given away, lent, or bequeathed to another without losing the indulgences. This holds good also with respect to objects enriched with papal indulgences, that is, indulgences of the dying. A crucifix with the Death indulgences attached may be used by ten or a hundred persons.

But selling blessed objects destroys the indulgences attached to them. By accepting an offering on the occasion of blessing such objects, the indulgences are not lost. If you have found a rosary and cannot find the owner of it, when using it you gain the indulgences with which it is enriched.

Would it be possible for a single man, of good character, about fifty years of age, to join a religious order?

Yes. And the simplest way to set about entering an order is to speak to your pastor about it. Since he knows you, he will be able to direct you best. In any case, you will need his recommendation.

Have you heard these?



School Teacher: Now children, what did the ancient Romans do for the Britons?

Pupil: They civilized them.

Teacher: And how did they do that?

Pupil: Please, teacher, they taught them how to fight.

Hunter, showing off his trophies: See that elephant? I shot him in my pajamas.

Flapper: Goodness! How did he ever get into them?

Jack: Well, Jim, how's the baby? Does it seem to take to you?

Jim: Take to me! Why, he sleeps all day when I'm at work just so he can stay awake with me all night!

Voter: I couldn't vote for you if you were the angel Gabriel.

Candidate: If I were the angel Gabriel, you wouldn't even be in my precinct.

Bill: Did you ever hear the one about the well?

Bull: No; what is it?

Bill: Well—well!

Bull: Well; you got me that time. But on the level, did you ever hear the one about the two he-men who wanted to join the army?

Bill: Go ahead; I'll bit. What is it?

Bull: He—he!

Corporal: That new recruit used to be a clerk.

Sergeant: How do you know?

Corporal: Everytime he stands at ease he starts to put his rifle behind his ear.

Little Old Lady: And what position do you hold on the ship?

Simpson: I'm the radio operator.

L. O. L.: Oh, yes; in case of shipwreck you're the one that sends out the I. O. U.

Mr. Rep: Are you in favor of women taking part in public affairs?

Mr. Demo: It's all right if you really want the affairs public.

Joe: So you and your neighbor are not on speaking terms?

Al: No; all diplomatic relations have been broken off.

Joe: How did it happen?

Al: He sent me a can of oil to use on my lawn mower when I started to cut the grass at 6 a.m.

Mistress, hearing crash from kitchen: More dishes, Mary?

Mary: No, ma'am; less.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.